Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1936

59. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 30. Dezember 1936. Nummer 53.

Durst nach Gott.

Mein Gott, aus tiefstem Herzens-
grund
Trag ich nach Dir Verlangen,
Ich sehne mich zu jeder Stund',
Dich inn'ger zu umfangen;
Du, Herr, mein Heiland, Du allein
Kannst meines Herzens Zuflucht sein.

In einem Lande dürr und wüst,
Wo nicht ein Brünnlein quillet,
Wo keine duft'ge Blüte sprießt,
Kein Licht den Pfad erhellet —
Da dürstet mich nach Dir, nach Dir;
O laß Dein Antlitz leuchten mir!

Und wenn mein Herz verschmach-
ten will
Und alle Kräft' vergehen,
So mache Du mich fromm und still
Und laß mich endlich sehen,
Daß Deine wunderbare Kraft
Auch in der Wüste Wasser schafft.

Ich weiß, daß nach der Winterzeit
Ein Frühling doch muß blühen,
Und daß Du mich durch jedes Leid
Willst näher zu Dir ziehen;
Ich hoff auf meinen treuen Herrn,—
Einst geht mir auf der Morgenstern.

Kinder dieser Welt, Kinder Gottes und Kinder des Teufels.

nach Matth. 13, 24—30. 36—40.

Es gibt Schrifterklärer, die mündlich von der Kanzel und auch schriftlich behaupten, daß es im großen Ganzen, was unsere Stellung zum Herrn betrifft, nur zwei Menschenklassen gebe: Kinder Gottes und Kinder des Teufels. Sie schlußfolgern es aus den Worten Jesu nach Math. 7, 13—14, wo uns die zwei in die Ewigkeit führenden Wege, der breite und der schmale, und ihre Endpunkte — Verdammnis und Leben — vorgeführt werden. Nach Matth. 25, 31—46 wird es beim großen Völkergerichte auch nur zwei Menschenklassen geben, die von einander geschieden werden sollen, und die entweder ins ewige Leben, oder in die ewige Pein gehen. In diesen und ähnlichen Schriftworten sind aber nicht alle Wahrheiten des Wortes Gottes enthalten.

In dem Gleichnisse vom Unkraut unter dem Weizen finden wir den guten Samen mit den Kindern des Reiches (Gottes), das Unkraut mit den Kindern der Bosheit verglichen, den Acker jedoch mit der Welt, auf den der Feind den Unkrautsamen und der Herr Jesus und seine Jünger den guten Samen säeten. Die voreiligen Knechten möchten das Unkraut sofort ausjäten, aber dieses Recht behält sich der Herr Jesus vor. In Vers 30 sagt er: „Um der Ernte Zeit will „ich" zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne, aber den Weizen sammelt mir in meine Scheuer." Gegenwärtig die Menschen in zwei Klassen teilen, ist demnach nicht nur voreilig, sondern auch eigenmächtig in ein fremdes Amt gegriffen.

Auf die Bitte seiner Jünger gibt Jesus die Erklärung zu diesem Gleichnisse. In Vers 38 heißt es: Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs. Das Unkraut sind die Kinder der Bosheit.

Der Ausdruck Welt meint hier nicht das Universum, oder die Welt, in und auf der wir leben, sondern die Menschen, die in der Welt leben. Nach 1. Tim. 2, 3—6 ist es der Wille Gottes, unseres Heilandes, daß allen Menschen geholfen werde, weil er sich selbst für alle zur Erlösung gegeben hat. Dieses Evangelium, der göttliche Same, wird auch heute noch fleißig gesät, damit die Welt durch ihn, Jesum, selig werde. Ev. Joh. 3, 17. Durch Adams und Evas Sündenfall sind wohl die Sünde, der Tod und die Verdammnis in die Welt gekommen, aber wir haben das teure werte Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Der Preis ist für alle gezahlt, Gott hat die Welt, alle Menschen in der Welt, also geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle (Kinder dieser Welt), die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16. Sobald ein Kind dieser Welt an Jesum glaubt und ihn in sein Herz aufnimmt, wird es umgewandelt zu einem Gotteskinde. Ev. Joh. 1, 12. Diese Erfahrung machten beim Anhören der Pfingstpredigt Petri viele seiner Zuhörer, und das Wort Gottes hat auch heute noch die Kraft, selig zu machen, alle die daran glauben.

Welches sind aber die Kinder des Teufels? In Vers 25 heißt es, daß der Feind Unkraut säete zwischen den Weizen und davonging. Figürlich meint das die bösen Lehren und Grundsätze, welche der Teufel und seine Anhänger bemüht sind, in die Herzen der Menschen hineinzustreuen. So wie das Wort Gottes die Kraft enthält, Menschenkinder zu neuen Kreaturen umzuwandeln, so führt die falsche Lehre, welche wie ein Krebs um sich greift, 2. Tim. 2, 17. Die Menschen, welche ihr folgen, weiter auf dem breiten Wege, der mit der Verdammnis endet. Luther braucht ein und denselben Ausdruck in Apg. 2, 37 und 7, 54: „Da sie solches hörten, ging's ihnen durchs Herz." In Kapitel 2 entschlossen sich die Hörer des Wortes, die Lehre Christi anzunehmen, und in Kap. 7 bissen sie die Zähne zusammen, widerstanden dem Zeugen Jesu, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Solche Handlungen können dahin führen, daß ein noch rettungsfähiges Weltkind verhärtet wird und der Verstockung anheimfällt; mit andern Worten: umgewandelt wird zu einem Teufelskinde.

So klassifiziert auch der Apostel Johannes die Menschen in der 1. Epistel, Kap. 3. In Vers 1 erwähnt er Gottes Kinder und die Welt, und in Vers 10 noch die Kinder des Teufels.

Hauptmerkmale dieser drei Menschenklassen:

Die Kinder dieser Welt sind rettungsfähig und noch nicht ausgereift weder für das Böse noch für das Gute. Sie hören noch die Stimme Gottes, der sie zur Buße und zum Glauben an Jesum ruft, aber auch der Feind ist fleißig an der Arbeit, sie für sich und die Sünde gefangenzunehmen.

Kinder Gottes sind diejenigen, die durch Buße zu Gott und den Glauben an Jesum Christum umgewandelt wurden zu neuen Kreaturen. Durch den Heiligen Geist wurde die Liebe Gottes ausgegossen in ihr Herz. Sie lieben ihn wieder, lieben sein Wort und seine Kinder und hassen das Arge.

Die Kinder des Teufels sind solche, die ihr Herz durch fortgesetztes Widerstreben der heilsamen Gnade Gottes endlich so verhärteten, daß sie der Verstoßung anheimfielen und Gegner Gottes geworden sind. Lies Matth. 13, 15; Apg. 13, 10; 2. Thess. 2, 10—12. Hüten wir uns, die Kinder dieser Welt Teufelskinder zu nennen!

Mit brüderlichem Gruß an alle bekannten und unbekannten Rundschauleser,

Gerhard P. Regehr.

P. S. Unsere Adresse wird in Zukunft so lauten: 2319 Aldrich Ave. No., Minneapolis, Minn.

Prediger Isaak N. Ediger

entschlief Sonntag, den 20. Dezember, abends selig im Herrn nach einer kurzen Brustfellentzündung. Er glaubte, überstanden zu haben, doch versagte das Herz, denn der Herr rief seinem Knechte zu „Komm!"

Der Herr tröste die trauernde Schwester und die Kinder. „Es gibt ein Wiedersehen."

Editor.

Ein lieber Gast.

Wieder geht auf daun'gen Wegen,
Ueber Land ein lieber Gast;
Streut mit seinen Händen Segen —
Hält in jedem Häuschen Rast.

Schmiegt sich an die Kinderherzen,
Pocht auch in der Alten Brust,
Nimmt in seinen Sack die Schmerzen,
Streuet Liebe, Glück und Lust!

Uebersieht der Menschen Irren,
Schenket jeglichem sein Teil,
Bringet Licht in all die Wirren;
Dieser Welt — ein Päkchen Heil!

P. P. Isaac.

Israel und die Nationen.

Von G. D. Rempel.

Es ist dem Volke Israel nicht zu verdenken, daß es mit zäher Gewalt an dem Patriotismus für sein Volk, Reich und das Land der Verheißungen festhält. Ist es doch das Land und Reich, das ihm Gott für ewige Zeiten als sein eigen geschworen hat. Es ist aber auch das Reich, das ihm

Ein reichgesegnetes Neues Jahr allen Lesern!

Gott selbst nach Nichterfüllung gewisser Gebote (2. Mose 19, 12 u.a.) entziehen und sie selbst unter die Nationen, in Schmach und Schande, ausstoßen wollte. Gesetz und Prophetie haben ihm dieses unzweideutig geweissagt und offenbart.

Es findet sich nun also, daß Israel gänzlich gesondert von den Nationen, stehen sollte, solange, als es sich von der Gesetzlosigkeit Letzterer reinhalten würde. Hörte sich dieses auf, sollte es eben dahin, wohin sie sich im Geiste gezogen fühlten —den Nationen gänzlich zum Raube fallen.

Mit diesem Fall aber fielen auch zugleich alle Vorrechte. D. h. ihr Volkstum, ihr Heiligtum, ihr Opferkult und insonderheit auch der Geist der Prophetie. Israel hat also nicht nur seine Existenz als Gemeinde, resp. als Volk Gottes verloren, sondern ihm sind seine göttlichen Privilegien gänzlich verloren gegangen. Es liegt nicht unter dem Fluch der Nationen, sondern es ist sich und den Nationen zum Fluch geworden.

Nicht so, wie bisher, daß Israel dank dem Geiste der Prophetie den Nationen den Werdegang der Dinge weissagen könnte, — nein heute hat sich auch diese Fähigkeit von Israel gewendet. Es mußte so, wie alle Teile der Vorteile, den Nationen gegenüber auch den Vorteil der Propheten an diese abtreten.

Hier soll nun ein gekürzter Auszug aus der Vorhersagung, wie und was mit Israel und durch Israel in diesem Jahrhundert geschehen soll, wiedergegeben werden. Entnommen der Vorhersagung des Schriftstellers H. J., aus dessen dichterischen Begabung manches große Werk geflossen ist, auch noch ein Phantasiegebilde, das den Werdegang der Dinge, wie sie aus dem Geiste Israels hervorquellen, um die Welt in neue Bahnen zu zwingen, folgen zu lassen. . .

Der Schriftsteller stellt sein prophetisches Gemälde so dar, als wäre es nicht nur ein Gehirngespinst, sondern eine feste Realität. Dabei ist es aber nicht Wirklichkeit, sondern ein Phantasiespiel seiner dichterischen Begabung. Aus allen Zeilen darf man schließen, daß der Schriftsteller mit Israel als Judentum nach Geist und Schrift gut bekannt sein dürfte. Er führt uns im Geist in ein Sanhedrin (hoher Rat) einer jüdischen Kaballa (Ueberlieferung jüdischer Geheimlehre) und läßt uns deren Sitzung, wo man über Geschick und Mißgeschick sämtlicher Völker der Welt beratet, beiwohnen.

Wie schon gesagt: Israel hat seine Vaterlandsliebe, seine urspünglichen Vorrechte als Volk Gottes noch nicht aufgegeben. Es hält mit zäher Gewißheit an dem Glauben seiner Neubelebung fest. Zugleich aber darf auch festgestellt werden, daß diese Sehnsucht eine gespaltene ist. Da ist das Israel nach dem Geist. Apg. 1, 6; Luk. 24, 21 u.a. mehr. Und dann das Israel nach dem Fleisch.

Das Israel nach dem Geist wünscht sich ein aus dem Glauben kommendes Reich Gottes. Das Israel nach dem Fleische wünscht sich ein auf Gewalt und Macht beruhendes Reich, mit dem Grundsatz der Versklavung der Nationen unter ihrer Willkür — als Racheakt für die Leiden, die es seit der messianischen Zeit unter den Nationen erduldet. Grade so, als hätten diese, und nicht sie selbst, das Urteil der Leiden auf sich herabbeschworen, indem sie ausriefen: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!"

Beide Gesinnungen werden Recht bekommen; eine jede wird das bekommen, was sie sich wünscht. D. Israel aus dem Glauben wird in dem großen Friedensreich zur vollen Vollendung gelangen. Es wird wieder das Volk, im Vollmaß und Größe seines Gottes-Reichas, bei dem Ausbau des Reiches Gottes an sich und den Nationen sein.

Das Israel nach dem Fleisch wird auch seine Wünsche in Erfüllung gehen sehen. Es wird mit der Zeitperiode des Antichristen mit in dessen Weltreich, als das einzig dagewesene, für kurze Zeit zu Macht und Gewalt emporsteigen, um dann für ewig in den Feuerpfuhl zu versinken. Es wird, wie Fleisch vom Fleisch geboren, der größten Verweslichkeit anheimfallen.

Abgesehen von allem Aberglauben — heute stehen wir an der Wirklichkeit jenes planmäßig realisierten Prosastückes, das uns als Dokument für den politischen Werdegang dient. Manche der geweissagten Ereignisse sind bereits an die Sichtbarkeit getreten. Wir müssen bereits an sie glauben. Warum sollten wir nicht auch noch an das noch Kommende glauben dürfen?

Das Sanhedrin.

Der größte Gesetzeskenner „Levi" übernimmt die Leitung. In seiner Einleitung führt er aus, daß man zuvor eine Uebersicht aller Schulden der einzelnen Reiche und die Barkapitalien der Juden in den Reichen identefiziere. Ferner, daß man die Zahl derer, die Israel durch die Taufe verloren, überprüfe. Man zieht hierbei den Schluß, daß die wenigen Getauften kein Verlust, sondern Gewinn darstellen, indem, daß sie jenen doch nie treu sein werden.

Er wendet sich nun an den Rat mit der Frage: „Wie gewinnen wir die Macht und die Herrschaft über alle Völker der Erde, wie uns gebühret?"

Die Sanhedrinistzung der jüdischen Kaballa ist somit eröffnet. Die treter bringen ihren Rat und Erkenntnis zur Veranschaulichung des Rates.

Der erste Redner beginnt. Er führt aus, daß die Mächte in samt und sonder tief verschuldet sind. Da gilt es, daß die Schuldenregelnde Institution, „die Börse", mitsamt dem fließenden Kapital und sonstigen Liegenschaften, wie Eisenbahnen, Bergwerke, Domänen usw. im Laufe des nächsten Jahrhunderts unter ihre Alleinkontrolle kommen müsse. Dann müsse die Kraft und Ersparnisse der kleinen Leute zum Kapital kommen. Die Allgemeinmasse, zur Spekulation getrieben, dadurch, daß alle Zeitläufe nicht in Bargeld, sondern nur in Notstandtsobligationen zirkulieren dürfen.

Ein andrer Redner führt aus, daß der Grundbesitz wie eine eiserne Grundfeste alles Vermögens ist. Was wagt nicht der Mensch zur Erlangung des Grundbesitzes? Dieser nur verleiht Macht, Ansehen und Einfluß. Eine Enteignung alles Grundbesitzes muß energisch in Angriff genommen werden. So erst wird der Adel gestürzt, die Aristokratie demoliert, der Mittelstand verarmt und die Allgemeinmasse ruiniert. So erst kann alles zur Verzinsung des Kapitals — das in unsern Händen ist — gezwungen werden.

Ein weiterer Redner führt aus, daß ein neues System aller Gewerkschaften die Massen zu wiederstandslosen Arbeitern machen muß. So erst wird die Menge für politische Zwecke verwendbar sein. Wer sich diesem wiedersetzt, muß durch künstliche Konkurenz vernichtet werden. Menschenleben darf nicht teuer sein.

Ein weiterer Redner folgt darauf. Er führt aus, daß Israel und die christliche Kirche naturgemäße Feinde sind. Diese muß entkräftet, unterminiert, zersplittert und zum gänzlichen Fall gebracht werden. Ihre vielseitigen Spaltungen und gegenseitiger Dogmatismus erleichtert uns das. Statt daß sie der Vereinigung zugeführt wird, muß ihr ihre eigene Presse die Fehde, den Krieg aufdrängen. So erst wird die Priesterschaft verunehrt, die Freigeisterei aufgerichtet und der Atheismus eingeführt.

Kirche, Staat und Schule, das sind die gegenseitigen Stützen, auf denen sich die Religion der Nationen lehnt. Die müssen getrennt werden, so, daß Staat und Kirche, Schule und Religion gänzlich isoliert von einander dastehen. Dann erst kann der Konfessionslose als Lehrer aller Unterrichtsinstitutionen antreten und den Atheismus in alle Klassen zugleich hineintragen.

Wird erst die religiöse Erziehung der Kinder und Jugend allein auf das Haus beschränkt, ist voraussichtlich, daß sie bald ganz zu ende sein wird.

Ein weiterer Redner führt aus, daß nicht ein jeder ein Held, dem Gidion gleich ist. Daher die Aufhebung des rauen Waffendienstes für Israel. Zwar ist die Armee die Schule eines leblosen Patriotismus und Stütze des Thrones, die doch beide zu Fall kommen müssen. Statt dessen aber soll Geist und Geld zur Vorherrschaft kommen.

Ein weiterer Redner führt aus, daß die Volksmasse als solche, nie weitsichtig oder überlegend war. Daher hat auch der größte Schreier stets die meisten Rechte gehabt. Wer aber schrie je lauter als Israel? Aus dieser Ursache schon waren unsre Brüder allen voran: in den Zeitungen, in den Vereinen der Christen u. auf allen Triebunen. Je mehr Vereine und Vereinssitzungen, desto mehr Unzufriedenheit und Unlust zur Arbeit. Deshalb sollten Unruhen, Streiks und Volksaufstände stets geschührt und Revolutionen gefördert werden.

Ein weiterer Redner führt aus, daß aller Großhandel wie Oel, Wein, Getreide, Wolle und a. in unsre Hand kommen muß. Auf dieser Linie kommen Ackerbau und Viehzucht, Handel und Verkehr in unsre Gewalt.

Ein weiterer Redner führt aus, daß angefangen von der Advokatur und Jurisprudenz und dann so fort, über alle Gebiete der Macht und Amtsstellung, bis zur hohen Regierung hinauf, wo es auf Schlauheit u. Wissenschaft draufan kommt, daß auch unsre Brüder Kultur- oder Finanzminister werden dürfen, das mus angebannt werden.

Ein weiterer Redner führt aus, daß das bedeutenste Feld aller Spekulationen, wo auch aller Rentwert, selbst Geld und Gold, wie jede andre Ware in Hebung und Senkung steht, das Gebiet der Wissenschaft ist. Hierher gehören: die Philosophie, Komposition, Schauspielerei, Medizin etc. Die bilden die Linie des Aufstieges. Sie dringt in das öffentliche Leben, so auch in die geheimsten Zellen des Familienlebens ein. Das sämtliche wie einzelne Volksleben liegt in der Hand des Wissenschaftlers.

Ein weiterer Redner spricht über das Familienleben des gegenwärtigen Jahrhunderts. In fast schamloser Weise wird die Ehe angegriffen. In unglaublicher Zügellosigkeit versteht er es, diese als Spekulationsobjeckt zur Bereicherung des Judentums darzustellen.

Ein weiterer Redner betont insonderheit, daß es die Presse ist, die die Gewalt und den größten Einfluß auf das Volk- und Völkerleben ausgewirkt. Sie richtet Throne auf und entthront die Herrscher. In ihr wurzeln die Zellen des Staates. Sie beschwört neue Kriege herauf und dicktiert den schmählichsten Vertragsfrieden. Kurz eine Dicktatorin aller Meinungen das ist die Presse. Die kleine Presse hingegen mus den Gojiem als zur Peitscherin der christlichen Meinungen belassen bleiben.

Das Israel von heute.

Seit erdenklichen Zeiten trug Israel den Geist der Prophetie über sich und über den Nationen. Damals gab es arme, leidende, meistens in tiefer Armut lebende Gottesmänner, die beseelt von dem Geiste Christi (1. Petri 1, 11) Ausschau hielten, auf das wunderbare Werden und Vollenden des Reiches Gottes an Israel und den Nationen.

Manches hatte man mit großer Genauigkeit geweissagt. Anderes hingegen ward vor ihren Augen wie verschwommen, vernebelt. Nicht so ganz genau konnten sie die Umrisse des Werdens (angefangen von 1. Mos. 1,3.) erkennen und niederlegen. Anderes hingegen, das auch der Nachwelt zum großen Segen dient, durfte Israel. Dank dem Geiste der Propheten, schauen.

Eines der größten Geheimnisse, die Verwerfung Christi durch Israel und die volle Annahme der Nationen infolge dieser Verwerfung (spk. 3,1—6 u.a.) ,hatten die Propheten

als nicht tief genug erkannt. Als ob es hier etwas gemenschelt hat. Sollte da, wo der Langersehnte endlich erschien, von Israel verworfen und ein Heiland der Nationen werden? Nein, und abermal, nein! Das ging doch über ihr Erwarten. Trotz all dem, gewollt oder nicht gewollt, der Unglaubliche kam, aber nur zu ihrem Nachteil. Und so kam Israel ohne Bund, ohne Gesetz, ohne Heiligtum und ohne Heimatland, Ein aus dem Blute der Testamente ausgeschlossenes Volk. Das ist das Israel von heute.

Gerhard D. Rempel.
Abbotsford B. C.

Blumen der Nacht.
(Gesammelt von H. H. Neufeld).

Die häufigsten und die meisten Blumen, die des Nachts blühen, und sich für den Tag schließen, sind meist weiß oder blaßgelb, wie die Botaniker berichten, denn diese Farben sind im Dunkeln leicht sichtbar, während andere Farben wie rot oder blau, zum Beispiel, sehr schlecht zu sehen sind. Diese „Blumen der Nacht“ machen in der Regel ihren Ort durch Duft bekannt u. der Duft wird zuweilen bei zunehmender Dunkelheit stärker, weil es dann immer schwerer wird, sie aufzufinden.

Sind nicht auch diese „Blumen der Nacht“ ein Hinweis auf die Tatsache, daß viele Menschen in Jammer und Not doch leuchten; obzwar sie in Pein und Elend gebadet, dennoch ein tiefes, geistliches Leben zeigen?

Wer nie gelitten, hat nur halb gelebt,
Wer nie gefehlt, hat wohl auch nicht gestrebt,
Wer nie geweint, hat halb auch nur gelacht,
Wer nie gezweifelt, hat wohl kaum gedacht.

Trübsale haben noch immer den Weg zu wahrer göttlicher Umänderung geführt. Das ist die Geschichte des Paulus, Luther, Savanarola, Knox, Wesley und aller Uebrigen, die dem mächtigen Heer der Heiligen angehören. Durch große Trübsale geführt, gelangten sie zu den außergewöhnlichen Kräften im Herrn.

„Was Gottes liebes Kind will heißen,
Das muß sein Brot mit Tränen beißen.“

Wer hat nicht schon erfahren, daß unsere trübsten Tage in unserem Leben oft unter den besten zu zählen waren? Wohl sind solche fast beneidenswert, die mit freundlich bekränzten Angesichtern stets auf rosigen Frühlingswiesen, leicht und unbesorgt, daherziehen, deren Herzen aber oft in Unruhe und Verderben dahinsiechen.

Es sind eben die Tage in uns. Leben von Bedeutung, wo wir kämpfen und ringen, ohne auch nur einen Weg finden durchzukommen, jedoch aber das Licht von Gott nicht außer Acht und aus dem Auge zu verlieren.

Die hellsten Sterne am Firmament sieht man in den dunkelsten langen Winternächten. „Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden

Nach Kränzen rang ich, Kreuze gab das Leben!
Wie könnt's im Tal der Mängel anders sein?
Wer weise ist, der schickt sich christlich drein,
Ich las auf manches Größern Leichenstein
Zur ernsten Weihe für mein eignes Streben:

Die Gebetswoche vom 3. bis 8. Januar 1937.

Hauptthema: Unsere Vorrechte und Aufgaben als Kinder Gottes in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen.

In den Wirren der Welt, dem immer mehr um sich greifenden Abfall und das Offenbarwerden der Gottlosigkeit, ist es wohl besonders notwendig für Kinder Gottes, daß sie in der richtigen Stellung zum Herrn bleiben, sich auf ihre Vorrechte, die sie noch genießen, aufmerksam machen und sich auch der Aufgaben erinnern, die sie dem Herrn und der Menschheit gegenüber haben. In diesem Sinne ist dieses Gebetsprogramm aufgestellt worden.

Man kann am Neujahrsabend oder auch am Sonntag abend nach Neujahr damit anfangen. Möchte es dem Herrn gefallen, allen Gotteskindern in den Gebetsstunden besonders nahe zu treten, sie innerlich stärken und sie der armen, vom Feinde betörten Welt, zum Segen setzen!

Erster Abend.

Thema: Unsere Vorrechte und Aufgaben im persönlichen Leben.

1. Dank für eine persönliche Erlösung, Vergebung der Sünden; Zutritt zum Vaterherzen Gottes; das Vorrecht, Gott ungestört zu dienen. Jes. 43, 1; 1. Joh. 1. 7; Hebr. 4, 16.

2. Demütigung für unsere Fehltritte, unser Zukurzkommen, unsere Engherzigkeit und unsere Unfähigkeit den Willen Gottes klar zu erkennen und zu befolgen. Psl. 27, 7 — 11; Dan. 9, 5 — 7; 2. Mose 33, 14 — 16.

3. Gebet um eine völligere persönliche Hingabe im neuen Jahre; eine tiefere Erkenntnis seines Willens; mehr Dankbarkeit Gott gegenüber und mehr Dienstwilligkeit. Phil. 3, 12 — 14; Psl. 119, 17 — 19; Psl. 143, 10.

Zweiter Abend.

Thema: Unsere Vorrechte und Aufgaben im Familien- und Berufsleben.

1. Dank für ein ruhiges, christliches, ungestörts Familien- und Berufsleben; für Leben und Gesundheit in der Familie; für Segnungen im Berufsleben. 2. Tim. 1, 3 — 9; Jes. 8, 18! Psl. 15 und 16.

2. Gebet um natürliche und geistliche Erhaltung des Familienglücks; um Gottes Segen für das Berufsleben und die natürliche Versorgung. 1. Sam. 1. 24 — 28; Hebr. 10, 22 — 26; Psl. 90, 16. 17.

3. Fürbitte für Familien, die der Verfolgung halber auseinander gerissen worden und und körperlich und geistlich darben; für die Betreffenden, wo das Familienglück durch die Sünde zerstört worden ist; für die, die Verluste im Berufsleben erlitten haben. Klag. 1, 12; Gal. 6, 9 — 10; 1. Joh. 3, 16 — 18.

Dritter Abend.

Thema: Vorrechte und Aufgaben in der Gemeinde

1. Dank für die Vorrechte, die wir als Gemeinde genießen; für die Gelegenheit, uns ungestört zu versammeln zu den gewöhnlichen Gottesdiensten; für die Gelegenheit am Leibe Christi mitbauen zu dürfen. Eph. 1, 3 — 6; 1. Thess. 1, 4 — 10.

2. Gebet um eine neue Belebung der Gemeinde; um eine innige Herzensgemeinschaft der alten und jungen Geschwister in der Arbeit; um Arbeitsmut und Arbeitskraft. Psl. 85, 7; Psl. 90, 14.

3. Fürbitte für alle Arbeiter in der Gemeinde; für die geistlich Schwachen und geistlich Angefochtenen; für die natürlich Kranken und Leidenden. Eph. 6. 18 — 20; Röm. 8, 37 — 39.

Vierter Abend.

Thema: Vorrechte und Aufgaben in der Inneren Mission.

1. Dank für die Seelenernte in der Evangelisation; für die Freiheit, Evangelisation zu treiben. Apg. 15, 3 — 4; Kol. 1, 3 — 9.

2. Dank für die Gelegenheit, unserer Jugend eine christliche Schulbildung zu bieten; für unsere eigenen Schulen und Lehrer in denselben; für die reine Lehre des Wortes. 2. Tim. 3, 15; Spr. 22, 6; Ebr. 4, 12.

3. Fürbitte für alle Arbeiter in der Evangelisation und in den Schulen, daß sie mutig und gottgewollt arbeiten möchten; für unsere Jugend in den Tagesschulen, Hochschulen, sowie Bibelschulen u. Colleges; Gebet um d. Errettung vieler verlorenen Seelen in diesem neuen Jahr. Eph. 6, 18 — 20; 5. Mose 6, 6 — 9; 1. Tim 2, 3. 4; Joh. 3. 3, 16.

Fünfter Abend.

Thema: Unsere Vorrechte und Aufgaben in der äußeren Mission.

1. Dank für offene Türen im Missionsfelde; für die Arbeiter und deren Bewahrung im verflossenen Jahr; für Gottes Segen in der Arbeit im verflossenen Jahr. 1. Kor. 16, 9; 2. Kor. 11, 24 — 28; Apg. 6, 7; 17, 12.

2. Gebet um Willigkeit und Möglichkeit, die begonnene und auch die neuangefangene Arbeit auf den Missionsfeldern im Segen weiterzuführen; um eine größere Bürde für die unevangelisierte Heidenwelt. Gal. 6, 9; Phil. 4, 10 — 14; Röm. 1, 14. 15; Röm. 9, 1 — 3.

3. Fürbitte für die Missionsgeschwister auf dem Felde, auf Reisen in das Feld und im Heimatlande; für die eingeborenen Christen auf den verschiedenen Missionsfeldern. 2. Kor. 1, 10. 11; Eph. 1, 15 — 19.

Sechster Abend.

Thema: Vorrechte und Aufgaben der Obrigkeit gegenüber.

1. Dank für den Schutz der Obrigkeit; für das Vorrecht, frei unseres Glaubens zu leben; für die Bewahrung unseres Landes vor Krieg und großen politischen Umwälzungen. Röm. 13, 1 — 7; 1. Pet. 2, 13 — 17.

2. Gebet um die Erhaltung einer nach Frieden strebenden Regierung; um weise Regenten, die der Regierung zum Schutze der Frommen vorstehen und sie leiten; für die Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens unter den Nationen. Röm. 12, 18; Spr. 20, 26; Pred. 10, 16. 17.

3. Fürbitte für die Vorgesetzten unserer Obrigkeit und Obrigkeiten anderer Länder; für Gottes Kinder, die in Verfolgung leiden unter gottlosen Regenten; insbesondere für unsere Glaubensgenossen in Rußland. 1. Tim. 2, 12; Gal. 6. 9. 10; Psl. 4, 2 — 4.

Waldheim Sask.

Wünsche allen lieben Lesern und dem Druckerpersonal: Fröhliche Weihnachten und ein gesegnetes Neujahr“!

Bald zählt wieder ein Jahr zur Vergangenheit und dieses war für manchem das letzte. So musten wir in letzter Zeit so unerwartet auch Prediger J. K. Schmith zu Grabe tragen. Er fuhr mit Familie noch nach dem Süden in die Staaten und wollte nachdem er Geschwister und Freunde in Kansas besucht, den Winter in California weilen. Doch Gottes Gedanken waren andere. Gerade ehe sie Kansas verließen rief ihn der Herr durch plötzlichen Tod an Herzschlag. Er wurde nachdem ihm dort eine feierliche Begräbnißfeier gehalten zurück in seine Gemeinde gebracht, die ihm eine Feier bereitete, das Waldheim nie vorher so viele Teilnehmer an einem Begräbnisse verzeichnen konnte. Er war ein treuer Seelsorger und Prediger in der hiesigen Zoargemeinde. Auch war er allen scheinbar sehr sympatisch, denn man hat es nicht gehört das er jemandem schwer gewesen. Eine Ausnahme in Belibtheit von vielen. Nun wir gönnen ihm die Ruhe wiewohl menschlich zu besehen es schade ist. Jetzt haben wir harten Winter. Viel Schnee kam in der letzten Woche herunter und der Wind wirbelte den Schnee in Haufen bis zu 6 Fuß hoch.

Es kam unsern Besuchern, die gerade von ihrer Reise nach Californien zurückkehrten, der Klimawechsel etwas zu scharf vor. Der Weg nach Saskatoon ist noch offen für Carfahrer, doch beanspruchen die feurigen Rosse schon hin und wieder die armen Pferde, wenn die Schneedünen zu hoch werden.

Unsere Jäger, denen es Freude macht, nordwärts zu fahren, um Rehe zu schießen, kehrten mit vollbeladenem Truck zurück. Sie hatten die Freude, als erste den Weg nach Waldheim fahrbar zu machen und einen Weg durch den Schnee zu brechen. Dieses geht den Brüdern Schulz auch gar nicht so schlecht.

P. D. Petkau.

Praktische Fragen.

Vorfragen zur wissenschaftlichen Klärung der Herkunft des rußlanddeutschen Mennonitentums.

Prof. B. H. Unruh-Karlsruhe.

7.

Zu der Darstellung der Herkunftsfrage von P. M. Friesen ist vom Stand der heutigen Forschung aus im einzelnen folgendes zu sagen:

Ueber die Entstehung des Täufertums überhaupt gibt P. M. Friesen keinen irgendwie erschöpfenden Bericht nach dem Stand der damaligen Forschung. Es sei hierfür auf den Artikel „Geschichtsschreibung" und auf die Spezialartikel in dem Mennonitischen Lexikon verwiesen, sodann auch auf die unlängst erschienene kleine Schrift von Chr. Hege. Eine Monographie über die Geschichte der Täuferforschung, die allen Ansprüchen genügt, fehlt uns noch. Es wäre das ein Doktorthema. Insbesondere sind die Wanderungen der Mennoniten im 16. und 17. Jahrh. einmal erschöpfend darzustellen, weil nur auf diesem Wege in die Herkunftsfrage helleres Licht hineinzutragen ist. Unsere Geschichtsvereine müssen sich systematisch dieser Aufgabe widmen.

P. M. Friesen hat schon nicht die neueste Täufer- und Mennonitenforschung erlebt. Wer ihn gekannt hat, weiß, mit welchem Heißhunger er sie, falls sie ihm zugänglich geworden wäre, zur Kenntnis genommen hätte, insbesondere auch die neueren Veröffentlichungen über Menno Simons (Vos, Krahn). Wichtig ist auch eine auf den letzten Stand der Forschung gebrachte Darstellung des niederländischen Täufertums. Hierbei ist Prof. Kühlers neuestes Werk über das niederländische Täufertum im 16. Jahrh. zu erwähnen und die Auseinandersetzungen zwischen ihm und John Horsch die sich daran knüpften.

Hier beschäftigt uns nun aber, was P. M. Friesen über den Ursprung der Mennonitengemeinden in Preußen (S. 36 ff) bringt.

Er stellt einleitend fest, daß holländische Taufgesinnte „den Grundstock (bei Friesen fett gedruckt) und größten Prozentsatz für die Gemeinden der Mennoniten in Preußen" lieferten.

Dieser Satz muß aber im einzelnen genauer entwickelt werden, denn erst dann kann das Dunkel auf diesem unserem Felde mennonitischer Geschichte und Geschichtsbetrachtung zerstreut werden. Es taucht hier nämlich eine ganze Reihe von Fragen auf, die man niemandem zu Lieb und niemanden zu Leid rein historisch klären muß. Ich habe sie in meinem Vortrag in Gronau kurz skizziert („Vorfragen" Nr. 5). Es sind das keine müßigen Fragen. Ihre Beantwortung würde sich für die weitere eindringendere Forschung unbedingt als fruchtbar erweisen. Wir wären unsern holländischen Freunden dankbar, wenn sie hier positiv mitarbeiteten, damit wir weiterkämen. Schon der **Herausgeber der „Menn. Blätter", der** verstorbene Hamburger Pastor H. v. Smissen, hat seinerzeit angeregt, den Ursprüngen der einzelnen Mennoitengruppe mikroskopischer nachzugehen und nicht bei blasseren Allgemeinurteilen stehen zu bleiben. Gerade in diesem Zusammenhang ist die These von Lehrer H. Schröder rein auch als Arbeitsprinzip zu werten. Ich habe mich als Student unter dem Einfluß gewisser Lehrer für die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Wissenschaftszweige, die zu meinem Studiengegenstand ghörten, interessieren gelernt und habe beobachtet, daß für den Fortschritt der Forschung die Fragen als Fragen nicht weniger wichtig sind als die Antworten. Es ist schon oft vorgekommen, daß ursprüngliche Antworten auf gestellte Fragen überholt wurden, die Fragen selbst aber als Gärstoff und Sauerteig weiterer wissenschatlicher Bemühunegn blieben. Herr Schröder hat das Verdienst, für die Klärung unsrer Herkunftsfrage eine neue Frage eindringlich gestellt zu haben. Ich habe auch wissenschaftlichen Grund, sein Hauptresultat als richtig zu bezeichnen. Die Einzelheiten seiner Aufstellungen sind nachzuprüfen. Das kann nur durch selbständige Beiträge zur Sache selbst geschehen. Persönliche Beziehungen toter und lebender mennonitischer Menschen stehen bei diesem Thema nicht zur Diskussion.

Unser Geschichtsschreiber hat auf S. 36 eine geschichtliche Auskunft über Preußen gegeben, die ich bereits ergänzt und auch zurechtgestellt habe (Vorfragen Nr. 6). Preußen war tatsächlich deutsches Land, auf Grund der frangdiosen „Ostsiedlung", an der auch niederländische Elemente, wie dargestellt, maßgebend mitgewirkt haben. Das formale Vasallenverhältnis von West- und Ostpreußen gegenüber Polen ist nicht schärfer zu bewerten als die Abhängigkeit der Niederlande von dem „Heiligen römischen Reich deutscher Nation". Unsere Väter kamen jedenfalls, als sie nach Preußen einwanderten, in deutsche Gebiete. Ein „Deutschland" im heutigen Sinn gab es freilich erst seit Bismarck.

Friesen stellt weiter die Frage, wann die ersten Taufgesinnten nach Preußen gekommen seien. Hierbei kommt er auf die Hussiten zu sprechen, die er aber ganz mit Recht nicht mit den Täufern des 16. Jahrh. verwechseln möchte. Herr B. B. Janz hat Friesen demnach mißverstanden, wenn er in seinem im „Boten" gebotenen Auszug aus diesem beim Botenleser den Eindruck auslöst — selbstverständlich in gutem Glauben — als ob zu unsern Taufgesinnten in größerer Anzahl Slawen gehört hätten. Es ist ja inzwischen geklärt, woher die wenigen Slawenfamilien unter uns kommen. Darüber wird einmal eine Sondernotiz — von mir oder sonst jmand erscheinen. Mit der berührten hussitischen Bewegung hat unsre Täuferbewegung des 16. Jahrh. eigentlich nichts zu tun. Es sind wirklich Täufer aus Mähren nach Preußen gekommen, **sie waren aber keine Slawen, sondern Menschen** schweizerisch-oberdeutscher Herkunft (Vgl. auch Friesen S. 40 „I"). Sie siedelten sich weiter weichselaufwärts an (Graudenz usw.), ein Teil von ihnen ging im 18. Jahrh. nach Preußisch-Litauen. Bemerkt sei noch, daß der waldensische Ursprung des Täufertums immer noch strittig ist. Prof. Kühler hat ihn endgilitig als nicht bestehend bezeichnet. Ich meine, daß es eine Vorreformation vor der Reformation gegeben hat, in die viele Bächlein und Ströme lebendigeren christlichen Suchens und Lebens eingemündet sind. Die vorreformatorischen Bewegungen haben auch für das Täufertum den Boden bereitet, seine letzte Schau stammt jedoch aus dem N. Testament, wie auch Luthers reformatorische Gedankenwelt und Tat.

Es werden bei Friesen die eigentlichen Mennoniten von den früher nach Preußen etwa eingewanderten Taufgesinnten unterschieden. Das ist richtig! Friesen hat auch richtig gesehen, daß die ersten Mennoniten in den 40er Jahren des 16. Jahrh. in das Weichselgebiet gekommen sind. Heute können wir das genauer nachweisen (Landkontrakt Reichenberg 1547).

Friesen läßt sodann die menn. Immigranten „aus den Niederlanden" kommen. Diese Beziehug ist die korrektere, weil umfassendere. Ich verweise auf meine diesbezüglichen früheren Ausführungen (Vorfragen und in der Besprechung des Schröderschen Heftes). Die Aufgabe der Forschung ist, wie oben betont, nun aber, jenes allgemeine Urteil näher zu entwickeln und im einzelnen aufzuzeigen, welche Gebiete der Niederlande (mit Einschluß Ostfriesland und der niederheimischen Gebiete) den größten Prozentsatz der Siedler geliefert haben und inwieweit auch ursprüngliche Flüchtlinge an der Wanderung teilgenommen haben. Es soll doch niemand unwillig über diese Bemühungen werden! Sie sind aus vielen Gründen geboten, besonders auch wegen der unglücklichen und peinlichen Behauptungen eines russischen Rechtsanwalts, die unmöglich Arbeitsprinzip für unsre Forschung sein können. Man vergesse nie, daß derartige einseitige und unwahre „Geschichtsurteile" auch mit dem strengen mennonitischen Wahrheitsprinzip (Ja — ja, Nein — nein!) in Konflikt stehen. Es muß sich an diesem Punkt eben unsre Wahrhaftigkeit, d. h. unser Charakter bewähren. Hierüber ist in der Artikelserie „Praktische Fragen" noch weiter zu handeln, wobei wir vielleicht auch den Mahnruf von Pastor v. d. Smissen, den ich schon erwähnte, kennen lernen wollen.

Es werden von P. M. Friesen weiter ganz allgemein die Beweise für die niederländische Herkunft der Mennoniten in Preußen aufgezählt, ohne daß jedoch — was so sehr wichtig ist — konkretere Angaben gemacht werden. Es ist aber Pflicht geschichtlicher Untersuchungen, diese Nachweise im einzelnen zu bieten, weil sonst der Phantasie, der Tageserfindung, den **geheimen Neigungen und Absichten, den offenen Tageslosungen zu viel** Spielraum eingeräumt werden kann und auch tatsächlich eingeräumt worden ist.

An der Spitze der Beweise für den niederländischen Ursprung des Grundstocks der preußischen Mennoniten und damit auch der rußlanddeutschen, auf die sich P. M. Friesen beruft, stehen die mennonitischen Namen. Schröder hat hier in fleißiger Kleinarbeit eingesetzt. Wir werden viel Zeit brauchen, um auf dem Wege der Familienforschung die Zusammenhänge bloßzulegen. Wie ungeheuer schwer das ist, weiß jeder, der sich auf diesem Gebiet auch nur für sein eigenes Geschlecht umsieht. Es sei mir erlaubt, gelegentlich ein mal über meine Bemühungen auf engerem familiengeschichtlichem Boden die Leser zu informieren. Ich hoffe ein gutes Echo und eine wesentliche Förderung dieser meiner Nachforschungen seitens unserer Verwandten. Die Gemeinden in Friesland müssen für die Namenforschung auch interessiert werden. Die Holländer waren in der Täuferforschung ja immer mustergiltig. Wollen wir uns nicht streiten, wollen wir arbeiten! Die Wahrheit, auch die saubere historische Wahrheit kann nie schaden, sie wird sich vielmehr so oder anders heilsam auswirken, auch für das Zusammenwirken unsrer Leute in Holland und Deutschland, in Europa und Ueberssee. Das Mennonitentum könnte auf dem Gebiet der Familienforschung Mustergiltiges leisten. Diese Arbeit kann und muß organisiert werden. Der Menn. Geschichtsverein in Deutschland soll hier jetzt die Initiative ergreifen.

Die Namenforschung wird uns die wirklichen geschichtlichen Wege und nicht konstruierte aufdecken. Im „Zondagsbode" schrieb ein Friese über seine Ahnen und gab an, daß unter seinen Ahnen Schweizer figurieren. Da haben wir es! Wenn zu diesem einen Nachweis noch Dutzende andere kommen, dann werden wir sehr bald aus dem Stadium tastender Nachspürungen herauskommen. Unlängst schrieb mir ein Berliner Herr — ein Stabszahlmeister — daß sein Geschlecht mütterlicherseits mennonitisch war. Eine Urgroßmutter sei eine Unruh in Brenkenhofswalde in der Neumark gewesen (+ 1813). Mein Urgroßvater ist nun 1816 aus der Neumark nach Wolhynien abgewandert, wie aus dem Tagebuch meines Großonkels Tobias Unruh, das in Amerika noch vorliegt, ersichtlich. Ich erwarte mit Spannung neue Auskünfte von Herrn Kuchenbekker, der vielleicht mit den holländischen Koekenbakker zusammenhängt. Ich fragte diesbezüglich bei dem Berliner Beamten an! —

Ich pflege zu sagen: Markensammlung ist interessant, Familienforschung noch viel interessanter!

Der rußlanddeutsche Mennonitenhistoriker erwähnt dann weiter unter den Beweisen besonders noch die Kenntnis der holländischen Sprache und die holländischen Religionsbücher

Hierauf trete ich in Nr. 7 meiner „Praktischen Fragen" näher ein.

Mission

Yücheng, Honan, China.

Viele Eltern in China erfahren jetzt, was viele unserer Eltern in den Jahren 1914—1918 erfuhren. Auch unter diesen sind christliche Eltern und Söhne, die da keine Lust verspüren, Soldat zu werden. Nur solche, die da Land haben, werden eingezogen (andere bekommen sie mehr, als sie wollen). Diese dürfen auch nicht, wie früher, andere dazu bekaufen. So wurde auch der Sohn eines unserer Gemeindeglieder, Namens Yan eingezogen. Es gab viele Tränen und ernste Gebete. Dieses geschah als Zubereitung für den Krieg mit Japan, und wirklich soll es im Norden schon im vollen Gehen sein, nach den chinesischen Zeitschriften. Die chinesischen Soldaten sollen sich alle bis auf diese Seite von Peiping zurückgezogen haben, und alle Ausländer müssen die Stadt verlassen; so sagten mir etliche Chinesen. Hoffentlich ist es Unwahrheit. Immer sagen die Japanesen, daß sie den Chinesen im Kampfe gegen d. Kommunisten helfen wollen, u. wollen nicht mit China fechten. Die meisten Chinesen können diesen milden Worten noch nicht recht glauben.

Vor 40 Tagen wurde 20 Li west von hier die Frau eines reichen Mannes weggeführt, und Freitag Nacht eine andere, 2 Li west von hier. Geschossen wird viel, aber wenige Räuber werden eingefangen. Etliche schreiben es den Opiumrauchern zu, deren Gut dahin ist. Die erste Entführte ist die Mutter einer Frau, die oft zu den Versammlungen kommt, und auch schon betet. Ihres Mannes vier Brüder haben sich alle bettelarm geraucht — mit Opium, und sie fürchtet, ihr Mann wird es auch tun, weil er auch damit angefangen hat. Unser Nachbar, ein Verkäufer des Giftes, wird jetzt gesucht. Bis jetzt hat er sich noch immer verstecken können. Er beeinflußte d. Kunden, zu stehlen, damit sie bei ihm Opium kaufen können. Es geht schlimm her in der Nachbarschaft, denn keiner wagt es, ihn anzuklagen, weil solches in China schlechte Folgen hat; die Familien rächen sich meistens.

Weil es noch nicht geregnet hat, proklamierte der Magistrat ein dreitägiges Fasten, um die Götter zu beruhigen, so daß sie es doch regnen lassen. Dieses Fasten besteht aus: Weder Vieh schlachten, noch Fleisch essen. Beobachtungen lehren uns, daß solches meistens nur die Reichen angeht, denn die Armen essen nur ein bis zweimal im Jahr Fleisch. In der Stadt hatten die Leute Bänder über die Straßen gespannt, woran sie Papierstreifen geklebt hatten. Auf dem Papier stand geschrieben: „Heute wird es sehr regnen" — „Komm Regen!" — „Wir lassen es regnen" — „Es wird sehr naß werden" usw. — Es regnete nicht. Wie schmerzt einem das Herz! Die meisten tun es unwissend, andere wissen besser, aber sie können es nicht fassen, daß ihr alter Glaube nicht besser ist. Wieder andere handeln gegen bessere Ueberzeugung, weil die große Mehrheit so tut. Auch werden etliche Christen mitgerissen. Werden in Amerika auch noch Christen mit dem Weltstrome mitgerissen?

„Ich komme nicht mehr zu den Versammlungen", sagt Chang Tai Tai, eine Bettlerfrau und ein altes Glied in der Gemeinde. „Meinen Mann kann ich nicht zum Glauben bewegen, mein Sohn ist als Soldat gegangen und meine Schwiegertochter hört nicht auf, den Götzen zu dienen. Zudem ist mein Mann krank und kann nichts tun. Die Schwiegertochter und ich können nicht mal genug zusammenbetteln, für uns zum leben, und wie sollen wir dann noch für den Mann sorgen? Ich besuche nicht mehr die Versammlungen, und wenn ich sterbe. Dann kann ich wenigstens am Sonntag Vormittag auch noch betteln gehen." Jesus sagt: „Arme habt ihr allezeit bei eu." Wir halfen ihr, so viel wir konnten, es sind solcher nur so viele, daß es wenig verschlägt.

Ein suchender Mann sagte mir Sonntag: „Uns haben sie in einer Nacht zwei Wagenladungen gelbe Rüben weggestohlen. Es wird uns schwer gehen bis zur Weizenernte. Seine Frau, ein im letzten Jahr getauftes Glied, hatte zu meiner Frau auch so gesagt, und dann hinzugefügt: „Aber wir haben noch über die Hälfte gehalten. Preis dem Herrn!"

Nachdem die Ernten alle besorgt sind, wird unser Bethaus wieder somehr voll. In den Dörfern kommen sie gerne horchen. Vorige Woche hatten wir eines abends große Versammlungen nahe einem Theater, ehe sie mit ihrem Spiel begannen. Ihre Schaubühnen stellen sie auf freiem Land auf. Diese war ungefähr eine halbe Meile vom Dorfe entfernt. Gestern Abend gab es etwas Außergewöhnliches. Wir sangen lange und nur zwei Frauen und zwei Kinder kamen heraus. Sonst kommen sie fast alle aus ihren Häusern, besonders in den kleinen Dörfern. Wir fingen an zu predigen und sie kamen, als sei der Erdboden zu unsicher, darauf zu steigen. Als wir halb durch waren, kamen zwei Männer und fragten, ob wir nicht könnten am Tage kommen, denn es sei zu unruhig. Sie führten obenerwähnte Vorfälle an. Aber sie ließen sich beruhigen, als wir ihnen sagten, daß sobald die Hunde bellen würden, wir gehen werden. Wir kamen heim, als der Jupiter sich hinter dem Erdball versteckt hatte und der Mond zur Ruhe ging. (Den 18. Nov. — Das Dorf ist zwei Meilen ost von hier.) Der „große Bär" („Dipper" — Sterngebilde) ist so voll, daß er ganz auf der Erde — im Horizont — steht. Die untersten Sterne kann man zu dieser Zeit nicht sehen. Beim Heimkommen sahen wir mit einmal einen Lichtstreifen im Nordwesten am Himmel, gleich als sehe man einen Färber mit dem Pinsel einen Strich machen. Am ersten Januar sollen wir die Glucke (Hiob 9, 9), etwas süd vom Scheitelpunkt, sehen. (9 Uhr abends.)

Vor etlichen Wochen hatten wir besondere Versammlungen, wozu die Brüder, Aeltester Li, und Wu und Wang gekommen waren. Sie schonten nicht. Zum Schlusse unterhielten wir des Herrn Mahl, und dann prüften wir noch elf Seelen. Eine wurde nicht angenommen zur Taufe. Es fehlte etwas an ihrem Rufe im Dorfe. Auch hatte ihr Mann, ein Heide, ihr nicht ein gutes Zeugnis gegeben. Es waren wohl Segenstage, und das Bethaus wurde übervoll.

Unsere Jungens schreiben, daß sie froh sind, und am 11. Dez. schon zu Weihnachten heimkommen werden. Es lernt sich dort doch anders, als allein daheim, schreiben sie. Wir sind wohl und wünschen Euch allesamt einen Weihnachts- und Neujahrsgruß!

In Liebe aus dem fernen China,
Gerhard T. Thiessen.

Chihkiang (Yuanchow) Hunan, China.

„Wohl dem Volk, des Gott der Herr ist, dem Volk, das Er zum Erbe erwählt hat!" Ps. 33, 12.

Liebe Geschwister und Freunde!

Wie gern würden wir von Zeit zu Zeit allen unsern Freunden in der Heimat persönlich schreiben, doch fehlt uns die Zeit dafür, was Ihr wohl verstehen könnt. Es macht uns immer wieder große Freude, daß wir Euch etwa alle 2 Monate einen Zirkularbrief senden können. Es soll jedesmal ein persönlicher Gruß von uns und unserer Arbeit sein. Unsre Fürbitte anregen.

Leland Wang. Dieser bekannte chinesische Evangelist ist ein gesegnetes Werkzeug in der Hand des Herrn. Er war Student auf der Marineschule bei Shanghai, als seine Braut ihm schrieb, sie habe sich durch den Dienst von Frl. Ruth Parson bekehrt. Sie bat ihn, er möchte doch auch christliche Versammlungen besuchen, was er aber in seiner Antwort an sie weit abwies. Nachdem er sein Examen gemacht hatte, heiratete er. Seine Braut weigerte sich als Christin, die Ahnen bei der Hochzeit anzubeten. So mußte er es allein tun. Am Sonntag, zwei Tage nach der Hochzeit, wollte seine Frau zur Versammlung gehen, und sie bat ihren Mann, mitzukommen. Von der Predigt verstand Leland Wang nichts, aber das Schlußlied: „Näher mein Gott, zu Dir", machte tiefen Eindruck auf ihn. Nach der Versammlung baten ihn die Christen, doch am nächsten Sonntag wiederzukommen. Seine Frau sagte dann den Leuten, daß ihr Mann noch nicht gläubig sei, sie möchten für ihn beten. Er fing an, das Neue Testament zu lesen, und bald kam er zur Sündenerkenntnis und zum Glauben an Jesus. Das war vor 16 Jahren. Als er Apostelgeschichte 16, 31 las, legte sich ihm eine Last für seine Eltern und Brüder auf's Herz. Seine Mutter wurde zuerst gläubig, dann ein Bruder, der jetzt auch Evangelist ist, und nachdem kamen der Vater und zwei jüngere Brüder auch zum Herrn. Leland Wang fing auf der Straße an zu predigen. Er ließ sich von niemand anstellen, denn er wollte seinem Gott vertrauen. Als er das Lebensbild von dem Waisenvater Georg Müller gelesen hatte, war es ihm klar, daß Gott auch ihn versorgen würde. Seitdem reist er hin und her durch China und auf den holländischen Inseln. Er war auch schon in Amerika, und Gott gebrauchte ihn zum Segen für Christen und Heiden. Leland Wang kennt seine Bibel, aber auch das Menschenherz. Er ist ein fröhlicher Chinese und war uns gegenüber, als hätten wir uns schon Jahre gekannt. Wir freuten uns, zu sehen, was Gott aus einem Chinesen machen konnte, der sich Ihm ganz zur Verfügung stellte. Betet viel für diesen Evangelisten Wang, damit Gott ihn bewahrt und weiter gebrauchen kann.

Die Jahreskonferenz. In diesem Jahr hatten wir die Konferenz wieder durch viel Gebet vorbereitet. Gott hat uns durch Seinen Knecht Leland Wang reichlich gesegnet. Die Versammlungen waren sehr gut besucht, des Abends hatten wir bis 1400 Personen unterm Wort. Wir mußten sogar die Holzwand eines Zimmers herausnehmen, um mehr Platz zu schaffen, da auch die Empore auf der Männerseite voll besetzt war. Etwa 500 Christen und Taufbewerber waren von den Außenstationen gekommen, für die wir zu kochen hatten und die in Massenquartieren untergebracht waren. Es wurde viel gesungen und gebetet, und für unsre Christen war die Konferenz ein Stück Himmel auf Erden. Leland Wang verstand es, das Wort Gottes recht auszuteilen. Er brachte keine Philosophie und hohen Worte, sondern er sprach so einfach, daß die alten und dummen Frauen ihn verstanden und ihm Antwort geben konnten auf seine Fragen. Durch packende Gleichnisse und Beispiele erklärte er alles in leichtverständlicher Weise. Vielen unserer Christen ging ein neues Licht auf. Es war eine Aufmerksamkeit in den Versammlungen, wie man sie selten bei Chinesen sieht. Wir hatten auch Vertreter von den Stationen Hungkiang, Tingsien, Kinping und Hwanghsien. Von Hwanghsien kamen sogar sehr viele. Dr. Herr und die Brüder Oehl, Bär und Tröster waren auch gekommen. Die beiden ersten sprachen in den Nachmittagsversammlungen. In den Abendversammlungen kamen immer eine Anzahl Männer und Frauen zur Nachversammlung nach vorne, darunter auch einige Soldaten. Ein Offizier schrieb mir einen Brief und bat für sich und seine Frau um die Taufe, weil sie jetzt an Jesus gläubig geworden seien.

Dienst-Jubiläum. Am 12. Oktober waren wir 25 Jahre in China. Meine Frau war allerdings schon am 10. Oktober in Shanghai eingetroffen. Zurückblickend auf diese Jahre können wir dem Herrn nur danken für all Sein wunderbares Führen und Durchtragen und sprechen mit dem Apostel Paulus: „O, ein treuer Gott!" Als wir nach hier kamen, waren 5 Christen getauft, und die Arbeit war in den ersten Anfängen. Es war sehr schwer, Leute unter Gottes Wort zu bringen; aber dennoch sind einige bald aufgewacht für den Herrn, und nach und nach vergrößer-

Die Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen u. Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsern Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte u. Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter u. nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

---

te sich unsre Gemeinde. Der Räuberüberfall auf unsre Station und die Verwundung von meiner Frau und Schwester Trojahn war wohl der Anlaß, daß das Volk im ganzen uns gegenüber freundlicher wurde, und die Häuser und Herzen sich für das Evangelium öffneten. Der Herr schenkte uns Erweckungsluft. Bis jetzt konnten in diesen 25 Jahren 2442 Seelen getauft werden, und viele Außenstationen wurden eröffnet, sodaß die ganze Gegend von diesen Predigtplätzen bearbeitet werden kann. Der Herr hat in den vergangenen 25 Jahren Seinen Segen auf die Arbeit gelegt, sodaß wir jetzt ein großer Baum sind, der weiter seine Früchte tragen wird. Evangelist Leland Wang sagte zum Abschied, er hätte eine solch schöne große Arbeit in der China Inland Mission noch nirgendwo gesehen. Er wäre dankbar, daß er diese Arbeit kennengelernt hätte und wäre bereit, später wieder einmal nach hier zu kommen. Doch ohne die Mitarbeit der vielen ausländischen Geschwister und unsrer chinesischen Mitarbeiter wäre die Arbeit auch nicht das geworden, was sie jetzt ist. Wo Brüder einträchtig beieinander wohnen, da verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich. Möchte der Herr weiter Seinen Segen auf unser Zusammenarbeiten legen, sodaß noch viel Frucht aus unserm Dienst für Ihn kommt.

Wir danken Euch für alle Fürbitte und für alle Gaben, die Ihr uns in die Hände gelegt habt, damit wir das Werk des Herrn in dieser unsicheren Zeit weiter treiben können. Er wird es Euch lohnen. Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi sei mit Euch allen!

Mit dankbarem Gruß, Eure Geschwister

Hermann und Auguste Becker
und Mitarbeiter.

Gemeindeleben

Was wir in unseren kirchlichen Gottesdiensten vermissen.

Haben wir denn nicht alles in unseren Gottesdiensten, was wir brauchen, soll noch mehr dazu kommen? So mag vielleicht ein mancher fragen beim Lesen dieser Ueberschrift. Manch einer mag vielleicht etwas ganz anderes erwartet haben als was hier betont werden soll. Aber trotzdem will ich mit meinen Gedanken heraus, es möchte vielleicht doch nicht ganz spurlos vergessen werden. Herzlich freuen würde ich mich, wenn das Vermißte wenigstens vielerorts eingeführt werden würde. Um Aehnliches zu erreichen, dazu, denke ich, soll uns die Rundschau auch ein willkommenes Blatt sein.

Zuerst aber möchte ich darauf hinweisen, was wir alles in unseren mennonitischen Gottesdiensten haben. Da nenne ich erstlich: **Gebet und Predigt.** Wie erbaulich ist oft das Gebet eines Predigers oder auch anderer Gemeindeglieder, so daß Ströme des Segens dadurch auf die Gemeinde fließen. Dann die Predigt. Wenn sie geistgesalbt und kräftig gehalten wird, wie getröstet und gestärkt gehen die Zuhörer dann auseinander und sind dankbar für solchen Gottesdienst.

Zweitens nenne ich **den Gesang.** Es gibt kaum etwas Herrlicheres als den schönen, vollendete Gesang von ganzen Gemeinden oder auch einzelner Sängerchöre. Und wie trollen die Leute herbei, wenn Sängerchöre sich hören lassen — oder der Gemeindegesang gut gepflegt wird durch einen Gesangleiter und der Gottesdienst gewinnt an Würde und Herrlichkeit.

Drittens ist **die Sonntagsschule** zu nennen. Für Kinder ist sie unentbehrlich und darf nicht fehlen. Für die andere könnte sie auch zu großem Segen sein, wenn die genügenden Räumlichkeiten vorhanden wären.

Und doch. Ein Bruder äußerte sich einmal mir gegenüber von der Sonntagsschule in folgender Weise: „Wir haben ja bei uns die Sonntagsschule". Damit war gesagt, die Sonntagsschule ist der einzige Gottesdienst, den ich noch schätze, das Uebrige könnte ich schon entbehren. Der Grund war, daß man sich in der Sonntagsschule aussprechen kann. Also Sonntagsschule ist von großem Segen bei entsprechenden Bedingungen.

Zuletzt kommen die **Jugendprogramme:** Sie sind gottesdienstliche Einrichtungen, die der Jugend geistliche Beschäftigungen geben und das Evangelium in Gedicht, Gesang und Gespräch den Zuhörern bieten. Und der Segen dieser Gottesdienste ist für manchen von sehr großer Tragweite gewesen.

Trotz all dieser und anderer gottesdienstlicher Einrichtungen vermissen wir bei uns Mennoniten fühlbar, ob ausgesprochen oder nicht: **die Bekenntnisstunde.** — Sollten wir diese Art Gottesdienst nicht unbedingt bei uns einführen, wenn sie auch von der englischen Nation entlehnt werden muß? Sie fehlt besonders der heutigen Zeit. Und warum?

Bei den vielen Predigtgottesdiensten verhält sich das Gemeindeglied passiv, nimmt also bloß auf, während die Selbstbeteiligung fehlt und oft wird das Gebotene nur geprüft hingenommen. Der Zuhörer stumpft allmählich ab. Weiter. Manch ein Gemeindeglied beteiligte sich bei den Gottesdiensten weder durch Gesang noch Gebet, noch durch Wort. Wir merken, ihm fehlt die Stunde, wo er sich auf leichte Weise selber beteiligen kann, seinem Herzen Luft machen könnte durch ein Bekenntnis. Der Ausspruch des Bruders über die Sonntagsschule ist ein Beweis, daß solche freie Stunden fehlen. Weiter: War nicht bei den ersten Christen, z. B. bei den Korinthern, der ganze Gottesdienst eine Art von Bekenntnisstunde, wenn wir da lesen, daß der Apostel Paulus ermahnt, wenn einer eine Offenbarung hat, so schweige der andere, also mache ihm Platz zur Beteiligung? Solche Bekenntnisstunde verläuft gewöhnlich unter großem Segen, wenn sie richtig geleitet wird. Die Bekenntnisse sollen ja freiwillig kommen, aber sie können auch in eine Liste aufgenommen werden vor der Stunde, nach Belieben.

Lasse hier eine Liste von Bekenntnissen für eine Bekenntnisstunde beispielsweise folgen:

1. Ein reumütiges Bekenntnis eines Bruders über seinen verfehlten Wandel in letzter Zeit und Aufforderung zum Gebet.
2. Erzählung einer Erfahrung in letzter Zeit und Gesang eines entsprechenden Liedes.
3. Mein harter Glaubenskampf in den letzten Tagen.
4. Es findet sich eine zweite solche Mitteilung.
5. Lied vom Kampf des Glaubens.
6. Erzählung, wie ich zum lebendigen Glauben kam.
7. Lied. Lobpreis Gottes für die Erlösung durch den Sohn.

Die Bekenntnisstunde ist abgelaufen, es wird Schluß gemacht. Alle gehen befriedigt und reich gesegnet nach Hause. Zur Förderung des Baues der Gemeinde wären solche Bekenntnisstunden unentbehrlich. — O, daß sie nicht vermißt würden.

H. A. Töws.

Woher stammt das Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast"?

Das Tischgebet „Komm, Herr Jesu" ist zwar seit geraumer Zeit der evangelischen Christenheit bekannt und unsere kleinsten Kinder kennen und können es schon. Allein auf die Frage: woher stammt dieses Tischgebet? Wer hat es verfaßt? Wie alt ist es eigentlich? würde ein allgemeines Verstummen die Antwort sein. Nicht bloß die klügsten Leute, die bekanntlich alles und noch einiges mehr wissen, versagen hier. Auch gelehrte Leute wissen nicht Bescheid, und selbst Christen, die dem Ursprung des Tischgebets nahestehen und es wissen könnten und sollten, haben sich darum nie gekümmert. Allerhand Nachschlagebücher aber, selbst dickleibige Konversationen-Lexica, fragt man hier vergeblich.

Es hat in der Tat mit der Entstehung dieses Gebets, wie es erst in allerneuester Zeit ans Tageslicht gekommen ist, eine ganz eigene Bewandtnis. — Da lebte vor rund 300 Jahren im fernen Thüringerland, in der Heimat von Luthers Eltern und Vorfahren, ein vielseitiger Mann, Rudolf Ahle mit Namen. Er war zugleich studierter Theologe, Tonsetzer („Komponist"), Gesanglehrer und Bürgermeister seiner Vaterstadt Mühlhausen. Am 24. Dezember 1625 ist er hier geboren und am 8. Juli 1673 hier gestorben. Das vor 40 bis 50 Jahren erschienene, noch heute maßgebende fünfbändige Werk von Johannes Zahn über „Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder" hat nicht weniger als 52 Melodien von Rudolf Ahle aufgenommen. Von ihnen sind noch heute mehrere bekannt und weitverbreitet. So: „Auf, hinauf zu deiner Freude" (oder „Ruhe ist das beste Gut"), sodann: „Jesu, meines Herzens Freud", auch: „Es ist genug, so nimm, Herr, meinen Geist". Vor allem aber stammen von Ahle die Singweisen zu „Liebster Jesu, wir sind hier" (ursprünglich geschaffen zu dem Lied: „Ja, er ist's, das Heil der Welt") und zu „Schönster Immanuel, Herzog der Frommen".

Doch hat Ahle mehr getan. Er hat auch selbst Lieder gedichtet, allerdings kaum eins von besonderem Wert, so daß es auf uns gekommen wäre. Im Jahre 1669 erschien von ihm neben seinen zahlreichen anderen musikalischen Werken ein Buch: „Anmutiges Zehn neuer geistlicher Arien" (im Verlag von Johann Hüber zu Mühlhausen i. Thür.) Dasselbe enthielt ein Lied, das im Mühlhausischen Gesangbuch von 1726 (außerdem wohl nur noch in gelehrten Werken späterer Zeit) Aufnahme fand. Dieses Lied trug die Ueberschrift „Vor dem Essen" und lautet zu Beginn des ersten Verses ursprünglich:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Weil du doch dieses alles hast
Durch deine Hand bescheret.

Der Anfang des dritten Verses aber heißt:

Drum segne du, Herr Jesu Christ,
Was uns jetzt vorgesetzet ist.

Diese fünf Zeilen sind sozusagen die Keimzelle unseres Tischgebets.

Als nun Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, der der Christen-

heit wohlbekannte Stifter der Brüdergemeinde, sein „Londoner Gesangbuch" schuf, dessen erster Teil 1753, der zweite ein Jahr später erschien, brachte er hier im ersten Teil unter Nr. 725 ein Tischgebet in der Fassung:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast;
Segne, was du bescheret hast.

Dieses Lied oder Gebet hat über 170 Jahre lang als solches ein sehr verborgenes Dasein geführt, während das entsprechende Tischgebet, sichtlich an das erwähnte Lied von Rudolf Ahle angelehnt, sich längst verbreitet hatte, wobei man den Ursprung nur allzu rasch vergaß. Doch als die evangelische Brüdergemeine, in Herrnhut beheimatet, 1927 ihr Gesangbuch neu ausgehen ließ (es war das erstemal seit 1778), haben die gelehrten Verfasser unter Nr. 879 im ganzen 16 Tischgebete und als deren erstes das angeführte aufgenommen. Das Gesangbuch ist im Verlag der Unitätsbuchhandlung zu Gnadau bei Magdeburg erschienen. Es enthällt Perlen von Wert und manchen gewichtigen Wink im einzelnen. Als Herausgeber zeichnete „die Direktion der evangelischen Brüderunität in Deutschland".

Im Vorwort zu dem erwähnten Gesangbuch ist betont, daß sein erster Teil besonders diejenigen Lieder enthält, welche „bei den evangelischen Kirchen in fast durchgängigem Gebrauche sind" Indem Zinzendorf im Anschluß an Ahle unser Tischgebet gestaltete, hat er dieses zunächst in die Brüdergemeine eingeführt, und diese hat es alsbald an die gesamte evangelische Christenheit weitergereicht. Auf alle Fälle wäre mit allen anderen Liedern von Rudolf Ahle auch sein Tischgebet der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht Graf Zinzendorf es hervorgeholt und zu seinem

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast;
Segne, was du bescheret hast" —
umgestaltet und vereinfacht hätte.

Da die Frage im vorigen Winter in der Rundschau war, warum wir dieses Tischgebet noch hätten, möchte dieser Artikel aus „Abendschule" als Antwort dienen.

Eingesandt von Frau M. S.

Charakteristik des Apostels Johannes.

(Vorgetragen auf dem Jugendverein zu Aberdeen.)

Es freut mich, daß das Programmkomitee gerade mir diese Aufgabe zugedacht hat. Schreibe ich doch gerne Charakteristiken, und eine Charakteristik des Apostels Johannes ist mir um so lieber, da es mein Lieblingsapostel ist. Der Apostel Johannes ist der Jünger Johannes, den Jesus „lieb hatte". Nicht, daß Jesus die anderen Jünger nicht geliebt hätte, aber diesem Jünger schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit. Von ihm heißt es beim letzten Abendmahl: Er lag an der Brust des Herrn. Er ist ein Sohn des Zebedäus und der Salome, ein Tischler aus Galiläa. Zuerst war er unter den Jüngern des Täufers Johannes, trat aber dann in Jesu Nachfolge über. Er erzählt davon schon in Ev. Joh. 1, 35—40. Er weiß sogar die Stunde anzugeben, wo er Jesus erkannt hat: „Es war aber um die zehnte Stunde." Paulus bezeichnet den Johannes als eine Säule der jerusalemischen Gemeinde. Er wirkte nach Jesu Tod zuerst im brüderlichen Verein mit Petrus in und um Jerusalem, und siedelte später nach Ephesus über, wo die religiöse Bewegung der damaligen Zeit sich unter heftigen Kämpfen entwickelte. Der Apostel Johannes hat einen ganz besonders tiefen Blick getan in die Herrlichkeit Jesu. Bei ihm tritt deshalb auch in hervorragendem Maße die Person des Herrn in den Vordergrund. Geradezu meisterhaft malt er uns in seinem Evangelium den Charakter des Herrn vor Augen. Seine Schriften: das Evangelium, die drei Briefe und die Offenbarung sind die intimsten und tiefsten von allen Schriften der Bibel. Hier bekundet er die zarteste Liebe, zugleich aber auch den strengsten Ernst. Er vereinigt in sich die rücksichtsvollste Milde und die rücksichtsloseste Entschiedenheit. Gerade für Ephesus und das kleinasiatische Gebiet war er der geeignete Mann.

Was mir besonders am Apostel Johannes gefällt, ist seine schlichte Form der Darstellung. Alle seine Schriften atmen Liebe. Deshalb wird er auch gewöhnlich der Apostel der Liebe genannt. Ich glaube, daß Johannes ein Gottes- und Geistesmensch war, der imstande war, das, was des Geistes Gottes ist, zu verstehen. Er wurde getrieben und getragen vom Geiste Gottes. Dieser Geist trieb ihn an, das zu schreiben, was Gott uns mitgeteilt haben wollte. Oft sogar wurde er in einen Zustand versetzt, den die Schrift treffend mit dem Worte „er war im Geist" bezeichnet. Da schaut und hört er Dinge, die kein Mensch, von sich selbst aus, wissen kann; er hörte Worte, die das Ohr des natürlichen Menschen nicht imstande ist, zu vernehmen. Dieses verarbeitete er innerlich unter der Zucht und dem Lichte des Geistes der Wahrheit. Endlich gab er es wieder, für uns, in menschlicher Sprache und Schrift, angetrieben, geleitet und vor Irrtum bewahrt vom Heiligen Geiste.

Vom Kaiser Domitian wurde er aus einem uns unbekannten Grunde nach der Insel Patmos, im Aegäischen Meere, verbannt. Dort schrieb er seine „Offenbarung". Aus der Verbannung entlassen, kehrte er zurück nach Ephesus, und wirkte dort noch lange Zeit. Er soll 100 Jahre alt geworden und eines natürlichen Todes gestorben sein.

Alte Schriftsteller haben uns einige liebliche Erzählungen von der treuen Seelsorge überliefert, welche Johannes geübt hat. Eine derselben lautet: Auf einer Rundreise durch die Gemeinden fand Johannes einen einnehmenden, vielversprechenden Jüngling, dessen er sich väterlich annahm und ihn bei seiner Abreise der Obhut des Bischofs jener Gegend übergab. Nicht lange nachher wurde der Jüngling durch Verführung zu Ausschweifungen aller Art verleitet, verpraßte sein Gut und zog endlich mit seinen Gefährten in die Wüste, um vom Raube zu leben. Als nun Johannes wieder in jene Gegend kam und den Jüngling sehen wollte, erzählte ihm der Bischof unter Tränen, wie tief der Jüngling im Laster verkommen sei. Da forderte Johannes ein Pferd und ritt in die durch jene Räuberbande berüchtigte Wüste. Wie er vorausgesetzt, überfielen ihn die Räuber und führten ihn zu ihrem Anführer. Dieser Anführer war eben jener Jüngling. Als derselbe den ehrwürdigen Apostel sah, wollte er vor tiefer Scham entfliehen. Johannes aber rief ihm freundlich zu, und bewog ihn durch liebreichen Zuspruch, mit ihm zu gehen und von seinem Sündenleben abzulassen. Durch solche Liebe gewann Johannes diese verlorene Seele.

Eine andere Geschichte lautet: Nahe seinem Ende ließ sich der altersschwache Johannes, weil er nicht mehr zu gehen vermochte, in die Versammlungen der Christen tragen, und sprach jedesmal mit zitternder Stimme nur die Worte: „Kindlein, liebet euch untereinander!" Als man ihn befragte, weshalb er immer dieselben Worte wiederhole, antwortete er: „Wenn nur dieses geschieht, so geschieht genug."

Peter Hamm, Aberdeen.

Fairholme, Sask.

Fairholme liegt 60 Meilen nördlich von Battleford, am Rande eines großen Waldes. Das heißt, die menn. Ansiedlung. Kleine Blockhäuser, stellenweise von immergrünen Bäumen umstanden, bilden die Wohnungen einer größeren Gruppe von Ansiedlern — nach Menno benannt. Hier haben sie ihre Freuden, hier haben sie ihre Leiden. Die Lebenswage hat bekanntlich zwei Schalen, die sich abwechselnd heben und sinken. Fleißige Hausfrauen zanken Schmalhans, dem Küchenmeister, karge Bissen ab, denn die Ansiedlung steht im Zeichen der Armut. Männliche Arme schlagen mit schweren Aexten Holz im Walde; Sägen kreischen durch kernige Stämme, und so liegen große Holzscheite schön gestappelt für Bauzwecke und Feuerung. Ein Sondereiz für Euch, Südlichen, nicht wahr? Aber uns werden diese Reize oft bitter, denn die Holzindustrie wirft nur magere Profite ab.

Sonst geht hier alles wie sonst wo. Neulich fand eine Silberhochzeit im Hause der Geschw. David P. Löwen statt. Hochzeiten wollen gefeiert sein, und dazu gehören Menschen. Beschränkte Einladungen waren an die Betreffenden ergangen. Da der bestimmte Tag durch Beratungen in der Gemeinde vernommen war, so konnte die Silberhochzeit nur abends stattfinden. Zwar hatten Vatersorge und Mutterliebe ihre Kümmernisse, denn zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter waren abwesend, und die liebenden Eltern hatten keine Aussicht, daß sie könnten anwesend sein. Aber Mutterliebe hat eine verborgene Kraft und lange Arme. Am Vortage erschien unerwartet der Sohn, und eine Stunde vor Beginn der Feier die Tochter. Die Freude war groß, und steigerte sich durch den Abend. Der enge Hausraum war bald gefüllt, und die Feierlichkeiten begannen.

Jemand machte die Einleitung mit Ps. 77, 6: „Ich gedenke der alten Zeit — der vorigen Jahre." Ein zeigender Finger wies auf eine fünfundzwanzigjährige Ehe und ein tränendes Auge las in vergilbten Briefen. O, diese Erinnerungen! Dann folgte eine Ansprache von Br. J. A. Enns nach dem ersten Abschnitt aus Ps. 103. Erfahrene Güte wurde in gesegneten Schichten vor unsern Augen aufgehäuft, und wir bestaunten die Güte Gottes in ihrem Reichtum.

Weiter hörten wir von Br. Joh. Kliewer eine Ansprache über Ps. 68, 21. Wir Menschen bedürfen der Hilfe und wir finden sie beim Herrn. Haltet am Herrn und ihr seiner Hilfe sicher in allen Angelegenheiten.

Es folgten noch Mitteilungen der Silberfamilie. Auch freudige Erregungen wirken Tränen. Die Mitteilenden wurden vom Sturm glücklicher Empfindungen ergriffen, und wir wurden mitgerissen.

Dann kam aus sauberem Haushalte, der diesem Hause ganz besonders eigen ist, ein wohlgeordnetes Tafelstück mit allen süßen Möglichkeiten belegt. Auch dabei wurden wir mitgerissen. Während dem Essen spielten und sangen die Jüngeren so lieblich und wohltuend und bald nach dem Essen rauschte das ganze liebe Silberheim mit Psalmen und lieblichen geistlichen Liedern. Zum Strom wurde der Gesang und wusch alle Bitterkeiten weg. Der Abend wurde zu kurz und mußte sich eine kleine Anlängerung gefallen lassen. Heller Nordlichtschein beleuchtete unsern Weg, als wir heimgingen.

Zur Feier waren von Hepburn ein Bruder des Bräutigams und eine Schwägerin (Witwe) gekommen.

Auf Bitte der Silberfamilie,

H. D. Friesen.

— **Vatikanische Stadt.** Papst Pius befindet sich auf dem Wege stetiger Besserung. Er übertrug einige seiner Pflichten an den Staatssekretär, Kardinal Parcelli. Der Papst verbrachte eine angenehme Nacht. Er hat jedoch immer noch Schmerzen im linken Beine und es wurde angenommen, daß dieser Umstand sein Verbleiben im Bette länger notwendig machen wird, als er gedacht hatte.

— **Wie die „New Yorker Staatszeitung und Herold"** in Nr. 283 zu melden weiß, wurde der größte Diamantenschmuggel in der Geschichte des New Yorker Hafens vor einigen Tagen aufgedeckt. Im Koffer der Jüdin Pearl J. Weinberg, der einen falschen Boden hatte, entdeckten die Zollbehörden 150,000 Dollar. Die Polizei verhaftete die Jüdin und ihren Mann Isaac, der sich am Pier eingefunden hatte, um seine Frau zu begrüßen.

Wie weiter mitgeteilt wurde, standen die beiden seit Monaten unter dem Verdachte des Schmuggelns und waren bereits überwacht worden.

Das Waisenkind der Waisen.

Eine Geschichte aus dem spätern Leben der Mennoniten Nord-Amerikas.

Von P. K. Martens

(Fortsetzung)

Das werdet Ihr nie fertig bringen." meinte Frau Löwen, sie merken es, wenn nicht eher, dann wenn sie zur Schule gehen. Zu dem wißt Ihr nicht was für Blut in den Adern der Kinder steckt oder welcher Herkunft die Kinder sein mögen, ob sie von Deutschen, von Amerikanern, Syriern oder Franzosen stammen, und denkt nur, was Euch die für Mühe und Kummer machen können. Nein, nein!" rief sie, ihr wißt garnicht, was Ihr tut, Leute. Lieber keine Kinder aufziehen als fremde."

Margret hatte Frau Löwen auch mit Stillschweigen angehört, entfernte sich aber bald aus dem Zimmer, denn ihr gefielen die Worte dieser Frau nicht, durchaus nicht, und sie fürchtete, daß ihre Mutter sich von ihr vielleicht noch würde beeinflussen lassen.

Als sie um einige Tage ihren Besuch bei Peter Siemens ausführten, trafen sie es hier ganz im Gegenteil an. Siemens waren nämlich fromme Leute, die Freude an Kinder hatten.

„Kinder machen ja viel Arbeit und man muß viel Geduld mit ihnen haben, das ist wahr," hatte Frau Siemens gesagt, aber wenn Ihr ein paar Waisenkinder Elternstelle geben könnt und sie in der Furcht des Herrn erzieht, dann habt Ihr ein großes Liebeswerk getan. Einige Leute haben ihre Kinder nur zur Arbeit, ihnen zum ungerechten Mamon zu verhelfen und das ist falsch und hat sich in den meisten Fällen schwer gerächt; andere wiederum sehen ein kokettes Püppchen in ihrem Kinde u. anstatt es zu erziehen, verziehen sie es und solche gehen später schiefe Wege u. werden zu Taugenichtsen oder Verbrechern."

Beide, Mutter und Tochter, hatten auch hier stillschweigend zugehört und sich manches hinter die Ohren gesteckt. Immerhin konnte Frau Günther den Gedanken nicht verbergen, daß auch sie die Waisen mehr eigenen Gewinnstes als Wohltätigkeits halber adoptieren wollten. Frau Siemens hatte sie jedoch gewarnt, darauf sehr bedacht zu sein. „Die erste Pflicht der Eltern den Kindern gegenüber ist, sie auf den Weg zur Seligkeit zu bringen, und das kostet manchmal viel Liebe, Geduld und Gebet", hatte sie geschlossen.

Margret konnte ja solche Dinge selbstverständlich nicht fassen, machte sich auch nicht viel damit zu schaffen, aber ihrer Mutter gingen die Worte der frommen Frau Siemens tief zu Herzen und sie hat sie in ihrem Leben nie vergessen.

„Ein rechtes Wort zur rechten Zeit,
Verfehlt nie seine Wichtigkeit."

— ‡ — ‡ —

In den Kinderheimen.

Es war ein ausnahmsweise schöner Junimorgen nach einem stürmischen Tage. Der Himmel war leicht bewölkt als wollte es sich zu einem sanften Regen anschicken. Die Hähne flogen vergnügt auf die Zäune, erhoben ihre Flügel, krähten und beantworteten einer des andern Ruf. Die Kälber blöckten und sprangen lustig umher als wollten sie zeigen, daß dieser Tag ein Feiertag für die Familie sei, der sie angehörten. Selbst die Tauben auf dem Dache girrten und schlugen beim Aufstieg so stark mit ihren Flügeln an d. Luft, daß es wie Peitschenknall klang, und Robert, der alte treue Hauswächter, jagte die Katze ber den Hof auf den Baum ohne sie zu beleidigen, was sie mit dem Drehen ihres Kopfes von einer Seite zur anderen bewies.

Noch munterer aber ging es diesen Morgen im Hause der Familie Günther her: Die Milcheimer, wenn sie aneinander gestoßen wurden, schienen einen lieblichen Klang von sich zu geben. Der Cream Separator, wiewohl ein totes Gerät, gab ein liebliches, musikalisches Surren von sich. Beim Frühstück schmeckte die Grütze und der Kaffee besser, als sonst und die Fußtritte der Familie Günther und des Mädchens, das sie auf einige Tage ins Haus genommen hatten, um den Haushalt zu besorgen, schienen wie harmonisches Maschinenwerk. Bald waren die drei lustige Passagiere fertig zur Station zu fahren, den 11 Uhr Zug nach Oklahoma City zu nehmen.

*

„Also, das nennt man eine Kinderkrippe im Kinderheim," sagte Margret als sie mit ihren Eltern das Zimmer des kleinen Hotels betrat.

„Haben heute viel Interessantes gesehen, nicht wahr, Vater?" wandte sich Frau Günther an ihren Gatten. „Mir ist die Sache mit dem Adoptieren eines Kindes heute viel ernster geworden als je vorher," setzte sie hinzu.

„Was meinst du damit?" fragte er.

„Nun, erstlich sind diese Kinder oder wenigstens die Meisten derselben so ganz auf die Hilfe anderer angewiesen, wenn sie nicht zugrunde gehen sollen, und kommen sie in die Hände der Ausbeuter, so haben sie eine kümmerliche Zukunft vor sich; werden sie aber von christlichen Leuten aufgenommen, die in ihrer Erziehung einen Gottesdienst pflegen, so können sie zu nützlichen und brauchbaren Menschen werden. Was mir aber besonders aufgefallen ist, das ist, wie werden wir die Aufnahme so eines Waisenkindes verantworten, weil wir sie doch eigentlich nur persönlichen Vorteils wegen übernehmen."

„Ach, Mama," versetzte Margret, „du bist immer gleich so weich und meinst es muß nur Missionsdienst sein, der nichts einbringt, das darf nicht sein; wenn wir ein Kind erziehen, kleiden und schulen lassen, so haben wir doch sicherlich auch eine Belohnung dafür zu erwarten."

„Nun, wir sind, wie mir's scheint, noch weit ab, ein Kind aus diesem Heim anzunehmen. Euch hat ja kein Kind unter den vielen gefallen," unterbrach Günther.

„Ja, das eine, braunäugige — wohl Nummer 18 — gefällt mir," gab sie zurück.

„Mir auch," fiel Margret ein.

„Und, wo ist denn das zweite, das Mädchen fürs Paar?"

„Weiß ich nicht, mir hat keines gefallen. Wohl haben mir manche gefallen, aber die Verhältnisse, in welchen sie sich befinden, passen uns nicht. Wenn wir nicht ein Kind unter einem Jahr wollten, dann wären da manche, die mir sehr anstehen."

„Das ist es eben," gab Margret zu.

„Wir könnten so wie so kein Kind heute mitnehmen, wie die Oberin uns mitteilte. Man muß erst Untersuchungen unsertwegen anstellen, ob wir rundum kompetant sind, ein Kind zu übernehmen. Dann merkte ich, daß man uns ungern zwei Kinder zu gleicher Zeit anvertrauen wollte, und so ist die Sache noch in weitem Felde. Wir fahren nun erst Heim und überlassen die Sache weiterer Entwickelung."

„Ja, was können wir weiter tun?" sagte Frau Günther.

Margret war mit diesem Entschluß aber nicht völlig gedient, sie wollte ohne ein paar Kinder nicht heimfahren. Sie schlug vor, noch einen Tag zu bleiben, um auszufinden, ob vielleicht doch etwas in dieser Richtnug zu machen sei, was sowohl der Vater als die Mutter ihr abschlägig machten, indem sie sie davon überzeugten, es müßte eben alles seinen Gang gehen und sie müßten warten, bis weitere Nachricht von dem Heim kommen würde.

*

Etwa zwei Monate später entspann sich in einem Zimmer des Lloyd Hotels zu Kansas City folgendes Gespräch:

„O, wie froh bin ich, daß wir die Kosten nicht gescheut haben, hier her zu fahren, hier gefallen mir die Kinder im Kinderheim viel besser als die im Heim zu Oklahoma City."

„Ja, Mama, und die zwei, welche wir uns ausgesucht haben, sind die schönsten von allen," gab Margret zurück. „O, wie glücklich bin ich, daß wir damals nicht Erfolg hatten. „Dazu meinte die Oberin, wenn sie gute Empfehlung durch das Oklahoma Kinderheim von uns erhalten könnte, so wollten sie schon keine weitere Untersuchungen anstellen und würde uns die beiden bald schicken. Wie sonderbar die Dinge sich manchmal entwickeln können."

„Ich konnte mich nicht mit der Fahrt nach Oklahoma City begnügen," sagte Günther; „ich sagte mir, diese Reise sei keine Geschäftssache, weil es das Wohl oder Wehe zweier Menschenleben betrifft und so wollte ich nicht Zeit und Geld sparen an der Sache und weitere Untersuchungen anstellen und so bin auch ich sehr froh, daß wir die lange kostspielige Reise gemacht und hier hergefahren sind."

„O, ich kann den Tag fast nicht abwarten, wenn die Kinder ankommen werden. Wie werden wir das erfahren?" fragte Margret ungeduldig.

„Man wird uns schon rechtzeitig darüber benachrichtigen."

„Also das Büblein ist fünfzehn Monate und das Mädchen neuen Monate alt, Nummer 1763 und 1826, und die Dinger haben noch keine Namen; wie werden wir sie heißen?" fragte Margret voller Freude und Neugierde als sie auf dem Zuge der Heimat zu fuhren.

„Ja, wo sind jetzt die passenden Namen?" setzte die Mutter hinzu.

„Nur keine althergebrachten mennonitischen Namen, wie Peter, Johann, Jakob, Maria, Anna oder Katherina," erwiderte Günther.

„Wir wollen Frau Carsen einmal darüber befragen, sie ist belesen und eine alte Schullehrerin, die wird uns schon aushelfen können," meinte Margret.

„Die faule Plaudertasche wußte nicht einmal einen passenden Namen für ihren Dachshund und nannte ihn Piet, die soll mir nichts mit der Benamung meiner Kinder zu tun haben," erwiderte Günther.

„Ich habe einmal in einer Geschichte gelesen von — — ",indem schlug sie sich hastig auf den Mund; o, ich werde noch nichts sagen," unterbrach Margret sich selber, „aber ich weiß zwei sehr hübsche Namen.

Es war ein sehr heißer Augusttag. Seit dem frühen Morgen schien die Sonne warm und ein heißer Nordost Wind machte es fast unerträglich für Menschen und Vieh, welche in der schwülen vorhegehenden Nacht nicht viel geruht hatten, und daher soviel mehr die Hitze am Tage fühlten. Selbst das Geflügel hob die Schwingen und mit aufgesperrtem Schnabel suchte es im Schatten der Bäume Schutz. Die Stechfliegen und die Bremsen schwarmten um die Pferde beim Binder und halfen bei zur Vergrößerung ihrer Qual. Julius Günther saß auf dem Binder mit einem großen Mexikanerhut auf dem Kopfe u. eine lange Peitsche in der Hand und trieb das Doppelgespann zur Arbeit an. Es war kurz vor 11 Uhr morgens. Da gewahrte er plötzlich, wie seine Tochter zum Felde gelaufen kam, ein Papier in der Hand, hochspringend, ihm zuwinkend, als ob Gefahr vorhanden sei. Im Papier, das sie in der Hand hielt, vermutete Günther ihr Taschentuch. „Halt, halt!" Vater," drang es an sein Ohr nachdem er die Gäule zum stillstehen gebracht hatte. „Mama sagt, du sollst sofort ausspannen und kommen," rief sie weiter.

„Ja, was ist denn los, was ist passiert?" rief er ihr entgegen.

„Sie kommen, du sollst gleich ausspannen und sie von Weatherford abholen," rief sie ihm zu.

„Zum Kuckuk, wen soll ich heute von Weatherford abholen?" schrie er ihr verdrießlich entgegen.

„Die Nurse und die Kinder sollst du abholen!"

Jetzt legte sich Günthers Erregtheit und etwas sanfter sagte er zu sich: „das noch heute! Wer weiß, was noch alles kommen mag" und wischte sich den Schweiß aus dem Gesich mit einem blauen Taschentuch.

Inzwischen war Margret an ihn heran getreten u. hatte ihm das Telegramm gezeigt, welches meldete, daß die Nurse mit den Waisenkindern auf dem zwei Uhr Zuge ankommen würden.

Fortsetzung folgt.

Im Kampf um die Wahrheit.

Eine Geschichte aus der Gegenwart von K. Papke

Fortsetzung.

Pastor Fabian war ein sehr kluger und feiner Mann. Er hatte zuerst ausweichend geantwortet und Werner in ein Gespräch verwickelt, in dem er nach und nach klar seine bisherige Stellung und auch die seines Vaters herausfand. Nun hatte er geantwortet, mit großer Vorsicht allerdings, und auch durchaus nicht in bestimmten Sätzen und Behauptungen.

So war der junge Mann zuerst enttäuscht gewesen, doch bei seinen wiederholten Besuchen fühlte er sich mehr und mehr von dem gewandten Manne angezogen

„Sagen Sie mir, mit was wollen die sogenannten Positiven beweisen, daß die ganze Bibel Gottes Wort ist?“ pflegte er Werner des öfteren zu fragen. „Viel eher können wir, die wir uns die Freiheit nehmen darüber nachzudenken, beweisen, daß doch sehr vieles in ihr rein menschlich ist.“

Aber mit diesen Beweisen hielt er vorsichtig zurück und erreichte damit, daß Werner in große Zweifel geriet, die ihm viel zu schaffen machten. Er scheute sich aber, zu Theodor davon zu reden, wie er ihm auch sorgfältig seine Bekanntschaft mit Pastor Fabian verbarg.

Als Werner vor dem Ende seines Aufenthalts in Greifswald stand und Pastor Fabian seinen Abschiedsbesuch machte, erklärte ihm dieser offen und rückhaltlos: „Das ich stets zurückhaltend in meinen Aeußerungen zu Ihnen war, Ihnen nie ganz klar meine innerste Meinung sagte, haben Sie gemerkt, mein junger Freund, nicht wahr?“

„Ja, Herr Pastor,“ rief Werner, aber warum das, da ich nach Wahrheit dürste?“

„Und die soll Ihnen werden, lieber Döllberg, aber nicht durch mich. Sehen Sie, ich war auch wie Sie aus einem strenggläubigen Hause, wie man es so nennt, und ich rang mich zu dem Standpunkte, auf dem ich stehe, erst hindurch, als ich schon im Amt war. Ich kenne die Kämpfe, in die man dabei hineinkommt. Für diese Kämpfe hielt ich Sie bisher noch zu jung, auch fühlte ich mich nicht berufen, Ihnen darin zur Seite zu stehen.

Wenn eine Menschenseele sich aus den Banden der veralteten Ansicht an das Licht der Wahrheit ringt, soll sie dabei treue Helfer haben. Ich hätte Ihnen ein solcher Helfer sein können, wenn ich nicht erkannt hätte, daß Sie mit Ihren geradezu glänzenden Fähigkeiten wohl zu Großem berufen sind. Deshalb verzichtete ich auf dieses mir — ich bekenne es — sehr lockend scheinende Amt und möchte Ihnen einen anderen Helfer zur Seite wünschen, der gerade bei Ihnen der berufene ist. Ich rate Ihnen, belegen Sie in Berlin in erster Reihe bei Professor Henrici, und hören Sie seine Vorlesungen. Sie kennen seinen Namen, er ist unser Größter, er ist unsere Leuchte. Durch ihn, den ich auf einer Reise kennenlernte, kam auch ich endlich dahin, wo ich jetzt bin.“

Werner saß mit zusammengezogenen Brauen da.

„Mein Vater wird es mir nie gestatten, bei Henrici zu belegen,“ sagte er, „aber ich werde es doch tun. Er fürchtet für mich, — ich aber fürchte keine Gefahr, ich will alles prüfen und das Beste behalten.“

„Recht so, lieber junger Freund,“ entgegenete warm Pastor Fabian, „forschen Sie fleißig und seien Sie zugleich versichert, ehrlicher Forschung versagt sich auch nie die Wahrheit. Schrecken Sie aber auch nicht zurück, wenn dieses Erkennen der Wahrheit Ihnen oft schmerzliche Erfahrungen bringt. Sie werden sehr zu kämpfen haben, denn es ist wirklich nicht leicht, wenn man erlebt, wie eine nach der anderen der bisher gehabten Glaubensansichten vor unseren Augen dahinsinkt. Um so herrlicher ist aber auch die Erkenntnis im Licht der freien Wissenschaft. Also vorwärts, und lassen Sie mal von sich hören.“

Mit kräftigen Händedruck waren sie geschieden.

Als Werner die Ferien zu Hause verlebte, wich er möglichst unauffällig, aber geflissentlich jedem Gespräch mit seinem Vater, das eine Wendung auf dieses Cebiet nehmen konnte, aus. Ließ es sich zuweilen durchaus nicht vermeiden, so schwieg er meist oder gab allgemeine Antworten. Pastor Döllberg sah ihn oft fragend an, doch Werner tat, als merke er das nicht.

Im übrigen war er, wie immer, von echter Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, wodurch er stets verstand, aller Herzen einzunehmen. Zu Annemarie war er von ritterlicher Höflichkeit, aber ein Alleinsein mit ihr suchte er nicht. Trotzdem war es ihm keinen Augenblick leid gewesen, daß er ihr sein Wort gegeben hatte. —

Jeder in seine Gedanken versunken, hatten die beiden Freunde ihren Weg fortgesetzt. Nun saßen sie bei Josty sich gegenüber, vor ihnen duftete der Kaffee, und ihre Augen ruhten auf dem Getriebe des Potsdamer Platzes.

Sie sprachen über einen bekannten, streng positiven Professor, bei dem sie belegt hatten und dessen Vorlesungen am nächsten Tage begannen.

„Ich bin neugierig auf ihn,“ sagte Theodor, „und freue mich, ihn zu hören. Wie ists, Werner, wollen wir übermorgen, wo er nicht liest, den Vormittag zu einem Ausflug irgendwohin benutzen?“

In Werners Wangen stieg das Blut, er suchte gleichgültig auszusetzen, als er antwortete: „Da liest Henrici, den will ich mir nicht entgehen lassen, ich habe bei ihm belegt.“

„Werner,“ rief Theodor erschreckt, das ist nicht dein Ernst, sage mir, daß du einen Spaß mit mir machst.“

„Durchaus nicht, mein Lieber,“ sagte Werner kühl, „er ist der Bedeutendste der Gegenwart, und du tätest klug daran, ihn auch zu hören.“

„Niemals,“ rief Theodor.

„Warum nicht?“ fragte Werner spöttisch. „Hast du Angst, er könnte dir deinen festen Glauben nehmen?“

„Werner!“ fuhr Theodor auf.

Begütigend legte ihm dieser die Hand auf den Arm.

„Sei gut, alter Junge, es ist nicht so schlimm gemeint! Aber im Ernst, Theo verschließe dich nicht so, du wirst sonst einseitig. Tu's mir zuliebe und höre Henrici, — wie schön wäre es, könnten wir dann alles zusammen durchsprechen.“

Theodor schüttelte den Kopf.

„Nein, Werner, außerdem würde es meinen Vater tieftraurig machen, und — — ja, aber was sagt denn der deine dazu?“

Werner lachte.

Wozu gab ich denn im letzten Semester in Greifswald so viele Privatstunden, wenn nicht um Geld in Händen zu haben, von dem mein alter Herr nichts weiß! Wozu soll ich ihm sagen, was ihn aufregen könnte, zumal er nicht dafür zu sorgen hat. Und, Theo,“ fügte er herzlich bittend hinzu, „es reicht für uns beide, bitte, nimm es von deinem Freund und Studiengenossen an, komm mit mir, höre Henrici.“

Doch Theodor blieb fest.

„Nein, nein, Werner! Es ist sehr lieb von dir, mir das bezahlen zu wollen, aber ich tue es nicht.“

„So komm wenigstens hin und wieder mit mir, wenn er besondere Themata behandelt, oder über besondere Abschnitte liest, tu mir wenigstens das zuliebe, Theo“, bettelte Werner.

„Nun gut, das will ich“, versprach Theodor nach kurzem Besinnen.

Sie standen auf, um nach der Urania zu fahren. Werner schob seinen Arm in den seines Freundes, er war in bester Stimmung, und sein munteres Wesen wirkte schließlich auf Theodor, so daß sie einen gemütlichen und anregenden Abend verlebten.

In der Novalisstraße hatten sie im gleichen Hause zwei Zimmer gemietet.

Als sie am späten Abend in Werners Zimmer noch beisammen saßen, fragte Theodor unvermittelt: „Warum hast du eigentlich bei Henrici belegt, Werner, nur, um ihn kennen zu lernen?“

Werner lächelte.

„Nein, das könnte ich auf dieselbe Weise erreichen wie du, Theo. Ich will ihn gründlich hören,“ — seine dunklen Augen blitzten, — „um zu erfahren, — um prüfen zu können,“ verbesserte er sich, „wo die volle Wahrheit zu finden ist.“

„Und das höre ich von dir,“ rief Theodor schmerzlich erregt, „wo ist Wahrheit, wenn nicht in der Bibel!“

„Das sage ich auch, das sagen alle“, nickte Werner. „In der Bibel ist die Wahrheit, — aber wo daselbst, das will erforscht werden! Und um das zu wissen, soweit es möglich ist, muß man sich denen anvertrauen und ihnen folgen, die sich die Aufgabe, diese Wahrheit zu erfrischen, gestellt haben und darin schon Großes erreichten.“

„Werner, Werner, du hast einen gefährlichen Weg betreten,“ sagte kopfschüttelnd Theodor, „sieh dich vor, daß du nicht an seinen Steinen fällst.“

„Durchaus nicht, mein Junge, — ich gebe dir die Versicherung, daß ich meinen Weg erkennen und ihn dann aber auch unerschütterlich gehen werde. Und nun laß uns schlafen gehen, es ist bald zwölf Uhr.“

⁂

Viertes Kapitel.

Den weiten Lehrsaal in der Universität, in dem Professor Henrici las, füllte eine dichtgedrängte Zuhörerschaft. Kein Platz war frei, aller Augen waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Professor gerichtet, der heute, — es war etwa Mitte Mai, — in seinen Vorlesungen über den Römerbrief bis zum achten Kapitel gekommen war.

Zu verwundern war es nicht, daß der Mann, der hier auf dem Katheder saß, Herzen und Sinne seiner Zuhörer in dem Maße fesselte, wie er es tat.

Schon sein Außeres wirkte außerordentlich sympathisch. Er war eine schlanke Gestalt von schier reckenhafter Größe, in dem bleichen, durchgeistigten, feinen Gelehrtengesicht strahlten ein paar blaue Augen, die in seltenem Kontrast standen zu dem nachtschwarzen Haar u. Bart.

Sein ganzes Wesen trug das Gepräge bestrickender Liebenswürdigkeit, und seine Vorlesungen waren derart durchdacht und aufs feinste durchgearbeitet, seine Redewendungen so glänzend, seine Vortragsweise so fesselnd, daß man es sehr gut verstehen konnte, wenn er eine Leuchte der Wissenschaft genannt wurde, wenn seine Studenten an ihm hingen und ihn verehrten.

Kein Wunder, daß auch Werner mit schwärmerischer Liebe an ihm hing, zumal der Professor den jungen Mann, dessen glänzende Begabung er bald erkannt hatte, mit besonderer Freundlichkeit bedachte und in sein Haus zog.

Aber auch Theodor hatte dem Reiz seiner Persönlichkeit nicht widerstehen können, er fühlte sich immer mehr gefesselt und von ihm angezogen, und war öfter unter seinen Zuhörern zu finden, als er es selbst gedacht hatte. Doch war es im Grunde mehr die Art des Professors und seine glänzende Vortragsweise, die ihn anzog, als der Inhalt seiner Abhandlungen. Nur zu oft stand dieser in direktem Gegensatz zu Theodors Glauben an die Bibel.

Nach und nach blieben seine Worte freilich nicht ganz ohne Einfluß auf Theodor.

Er fing an darüber nachzugrübeln, ob nicht doch am Ende Wahrheit in dem sei, was er gehört habe. Aengstlich wies er diese Gedanken zurück, ging dann wohl acht, auch vierzehn Tage nicht in die Vorlesung des Professors, um schließlich doch wieder den Bitten Werners u. dem geheimen Zuge des eigenen Wünschens nachzugeben. Fortsetzung folgt.

— **Das in Luzern erscheinende Blatt** „Eidgenoß“ fordert unter der Ueberschrift „Schach dem Bolschewismus“ durchgreifende staatliche Maßnahmen gegen die kommunistische Wühlarbeit in der Schweiz.

— **Washington.** Die italienische Regierung hat der Bundesregierung mitgeteilt, daß sie die fällige Zahlung auf die während des Krieges geborgten Gelder nicht zahlen wird. Italien hätte 62,141,598.28 zahlen sollen.

Das letzte Stündlein des Papstes Innocenz des Dritten.

Von Heinrich Federer.

Der große Innocenz lag am Nachmittag des heißen 16. Juni 1216 im erzbischöflichen Palast von Perugia, auf erhöhten Lagern, bei offenen Fenstern in den letzten Zügen. Jäh war es über den blühenden Herrn gekommen und hatte ihn aus großen Plänen und einem Tisch voll noch nasser, weltregierender Diktate ins Sterben geworfen. Eine Orange zur Unzeit, Fieber, verwirrter Medikus und der Tod, das ging in einen halben Tag.

Er sah vom Kissen aus das Tibertal zu den Gesimsen heraufleuchten und drüben die kleinen Stadtnestlein Assisi, Spello, Foligno und Trevi von den Gebirgshängen winken. Aber reden, schreiben, auch nur noch mit dem Finger deuten konnte der Sterbende nicht mehr. Steif und still lag er da. Unter den Fenstern auf dem Pflaster hörte er die Rosse trampeln, Wagen vorfahren, Eilboten im Galopp den Hügel hinunter nach Rom rasen. Er hörte die Aerzte arabische Phrasen gegeneinander schimpfen und dazu mit ihren langen Röcken rauschen. Und das Hofgesinde und die Prälaten hörte er flüstern: „Er ist aus reichem Haus und ein großer Sparer gewesen. Wer kennt sein Testament? Was vermacht er uns?" — Und übel klang dazu, wie man sich schon um die Schlüssel zu dieser und jener Truhe sorgte. Aber noch viel übler war das fromme, ängstliche Durcheinander anzuhören: „Gott, was wird aus unserer heiligen Kirche? — So jung der Kaiser, so furchtbar der Muselmann, so nötig unser Papst wie die Sonne am Himmel! Wer soll seinen Stuhl füllen? Die Welt fällt auseinander." — Das und alle die tausend Geräusche, die das Abtreten eines Großen und das Kommen des Nachfolgers begleiten, hörte er mit dem so feinen Ohr der Sterbenden. Aber er lachte in seine große Seele hinein. Ach, was war doch dies alles für Torheit! Drüben glänzt Assisi. Dort lebt der Mann, der für diesen Augenblick allein noch paßt. Wo ist Franciscus, der Bettler? Franciscus her! Ach, wenn er ihn doch rufen könnte!

Der stand einmal vor seinem Stuhl in Rom und fragte demütig: „Herre Papst, dürfen wir arm sein?"

Der junge Papst schüttelte damals verwundert seinen lockenbraunen Kopf. Die Hofschranzen aber spotteten laut.

„Dürfen wir von der Armut leben?" wiederholte Franz noch demütiger.

Innocenz lächelte fein. Was war das für eine Speise, die Armut? Was für ein neuer Reichtum das Nichtshaben?

„Herre Papst, so meine ich's: Darf ich eine Familie gründen aus lauter Freiern? Aber nicht aus Freiern um adelige Töchter oder um Bischofsmützen oder um Baronate! Ach nein, aus Freiern um die schöne, reine, selige Frau Armut. Dürfen wir vom Almosen leben? Und daneben wie die Vögel und die Eichhörnchen im Walde hausen, die bequeme liebe Erde zu Stuhl und Tisch und Bett und Studierpult und Futterplatz nehmen? und das Summen und Brummen der Tierlein zur Musik und das Wasser zum Spiel? Und dürfen wir uns so sorgenlos der Natur und ihres Bauherrn freuen? Und weil ganz gewiß so eine Armut allein der wahre Reichtum ist: dürfen wir unser köstliches Freiertum auch andern predigen? etwa den Schwitzenden und den Belasteten? den Verdrossenen und den Geizhälsen und den Schlemmern? Damit alle einfach werden? Denn einfach sein ist wie das Evangelium sein, ist selig sein. Dürfen wir, Herre Papst, sag', dürfen wir?"

Das sang und drang in des Heiligen Vaters Herz wie mit Vogelstimmen. Es war vor wenigen Jahren. Wie gut weiß er es noch! Und wie sieht er noch immer deutlich jenen blassen, jungen, sonnigen Mönch in der staubigen Kutte mit seinen zwitschernden Gesellen vor ihm stehen und so fröhlich betteln, als hätte er den blauen Himmel im Auge und einen Engel auf der Zunge.

„Aber ihr fallet den Menschen zur Last mit euerem Betteln und leidet dann Not und haltet es nicht lange aus!"

„Lasset uns nur machen, Herre Papst, es wird schon gehen. Wenn es den unwissenden Vögeln gelingt, so einem Spatz und Gimpel sogar, warum nicht auch aus schlaueinfältigen Geschöpfen?"

Da ließ Innocenz sie gewähren. Und als die Mindern Brüder mit ihrem herrlichen Wald- und Harzgeruch aus dem Marmorsaal des Lateran hinausgesprungen waren und nur noch ein leises blaues Wolkendüftlein von ihnen an der Diele hing und still verschwebte: da fühlte der Heilige Vater zum erstenmal wieder, seit er die weiße Papstseide trug, daß es noch Größeres gibt als die grelle Glorie seiner Regierung: Einfachheit der Seele, Franzens, des heiligen Habenichts, Einfachheit.

Jetzt aus all der verschachtelten und verwinkelten Krämerwelt hinaus in die Nähe des Todes gerückt, fühlte er wie Heimweh einen Hauch dieser Einfachheit über sich kommen. Sehnsüchtig blickt er über die Bettpfosten am Fußende hinaus und hinüber nach Assisi, wo der Heilige nun schon jahrelang mit den Vögeln und Füchsen und Jüngern lebt und wirkt, der Adam einer neuen Schöpfung.

Wenn doch jetzt dieser arme Franz da wäre und zu ihm ein Wort vom Frieden der Seele reden wollte, jetzt in diesen paar so wichtigen letzten Minuten!

Die Umgebung sieht, wie der Schweiß aus der kühlen, bleichen Stirne des Papstes rinnt und wie sein Auge quälerisch etwas sucht. Was möchte er wohl?

Ob er kühles Wasser wolle oder den Erzbischof Baldi oder seinen treuen Hofkaplan —?

Nein, nein, nein, nichts dergleichen. Ach könnte er nur den einen Namen rufen!

Ob man ihm etwas vorbeten solle?

Seine schwarzen großen Campagnaaugen sagen ja. Aber vorbeten sollte der große heilige Bettler. Das wäre ein Gebet wie von einem Riesen.

Man betet mit brennenden Kerzen ums Bett aus den alten gewaltigen Psalmen. Wie das dröhnt beim hundertsten Sang: „Nimm mich nicht aus der Mitte meiner Tage weg!" — Und wieder beim neunzehnten: „Die kommen mit Wagen und die mit Rossen, — ich aber im Namen des Herrn!" —

O das alles erlöst nicht. Innocenz möchte eine mildere Sprache, er möchte das Wort Figliuolo hören, wie es Franz von Assisi so süß sagen kann, und Padre und Patria, wie er allein es so heimatlich ausspricht. Unbefriedigt irren seine Blicke umher und haften dann immer wieder an den fernen, schimmernden Mauern von Assisi.

Da fällt endlich einem Kleriker ein, daß der wunderbare Franz von dort drüben zurzeit in Perugia weile. Man hat ihn noch am Vormittag mit Bettlern auf der Piazza spielen sehen. Er ist ein Narr und ein Heiliger. Vielleicht könnte der noch helfen. Und vielleicht ist es das, was der Sterbende sucht. Soll man den Poverello holen, Heiligkeit?

Innocenzens Augen leuchteten vor Freude. Und ein Erzpriester von San Lorenzo rennt hinaus und sucht nach Franz durch alle Schnörkel der Stadt. Umsonst! Er läuft in alle Schenken. Torheit! Endlich findet er den Bruder hinten im Spitalhof, wie er einem Siechen Suppe schöpft und zu jeder Kelle ein prachtvolles Sprüchlein weiß.

„Saget dem Papst," wendet sich Franz heiter gegen den Prälaten, „ich könne nicht kommen. Ich müsse der Kranken warten. — Unser großer Papst hat hundert Diener. Aber Nazaro hier, der Blinde, hat niemand, der ihm gut und höflich servierte."

Der Heilige Vater nickte leise mit den Augen auf diesen Bescheid und wartete geduldig. Als er dachte, Franzens blinder Krüppel sei nun wohl gut und höflich serviert, sandte er wieder hin. Und diesmal ging ein Erzbischof.

Wieder suchte man lange auf und ab. Endlich traf man den Heiligen an der alten Stadtmauer zur Porta Nella hinunter in einem Rudel Gassenkinder. Franz teilte ihnen zusammengebettelte Orangen und Feigen und Brötchen aus und erzählte, während sie mit großen, weißen Zähnen alles appetitlich aßen, Geschichtlein auf Geschichtlein von hohen und mächtigen Kindern der Bibel, also vom gewaltigen Hirtenbuben und Schleuderer David, vom übermächtigen Knaben Simson, der Löwen mit bloßer Hand erwürgte; dann vom viel feineren, hübschen und unsinnig schlauen Daniel und von den hellhaarigen, großartigen sieben Söhnen der Makkabäerin, die über Feuer und Messer wie über ein dummes Spielzeug lachten. — Und immer klatschten die kleinen Zuhörer in die schmutzigen Hände, schrien: bravo Dadide! bravo Daniele! bravissimo piccolo figlio Maccabäo! und flehten dann: „Noch ein Geschichtlein, nur noch eines, Bruder Franz! Es ist so schön, was du da alles weißt. Wir wollen es nachmachen, sicher! Also denn, was war's mit dem kleinen Krausebürschlein Giovanni Battista?"

„Saget dem Papst", unterbrach jetzt Franz seine Kinder und verneigte sich ehrsam vor dem Erzbischofe, „ich könne wirklich nicht kommen. Ich müsse Kinder lehren. Unser Heiliger Vater ist ja weiser als alle Kinder und Greise. Er braucht keinen Lehrer. Er ist der Lehrer der Lehrer. Und wenn er sich doch einen klugen Spruch will sagen lassen, so hat er ja ein Dutzend Doktoren von Paris und Bologna um sich. — Und nun, ihr lieben losen Jungen, gebt acht, was ich euch vom kleinen Battista...."

Schmerzlich verzog Innocenz den feinen Mund auf diese Meldung und wartete, bis Franz alle Geschichtlein von mächtigen, heiligen Kindern den Perugierschlingeln unten an der Mauer erzählt hatte. Er galt dem heiligen Bruder also weniger als ein Blinder im Spital oder als irgend ein ungehobelter Gassenbengel. Das war sehr betrübend. Aber Innocenz demütigte sich und glaubte, Franz tue recht. Und als er meinte, die Kinder hätten nun alle schönen Geschichtlein gehört, da sandte er, fast gar schon ohne Atem und Herzschlag, noch einmal dringend hin. Franz möge jetzt doch um alles kommen! Der Papst sterbe, wenn er zögere. Es sei doch etwas Großes, wenn ein Papst rufe.— Diesmal waren es zwei Kardinäle in langen, brennendroten Purpurschleppen.

Doch Franz befand sich schon nicht mehr bei den Kindern, sondern war durch den Garten des reichen Baglioni spaziert, als wäre der sein Gut. Und da fand man ihn mitten im Weglein, zwischen den hohen Rebstangen stehen und eine Spinne trösten, der er unachtsam die silberne Hängebrücke von einem Busch zum andern zerrissen hatte. Nun flatterten die Reste traurig im Winde.

Franz zog aus seinen zerfaserten Aermeln so lange, dünne Fäden, als er nur konnte, und suchte mit Bedacht und Fleiß sie zu verschlingen und mit den Enden zu verknüpfen und der Kreuzspinne so den Weg hinüber wieder ordentlich zu flicken.

„Saget dem Papst, ich müsse doch wahrhaft dem Spinnlein den zugefügten Schaden wieder gut machen. Der Heilige Vater hat mich nicht so nötig. Hundert Nachfolger warten auf sein Sterben, um gleich an seinem großen Faden das Netz Petri weiter zu spinnen. Oder zu flicken, wie es ihnen gut scheint. — Aber du, zierlich gesprenkeltes Spinnlein, hast wohl Hunderte, die dein Gewebe zerstören, aber niemand, der es wieder flickt. Da muß schon

der dumme Franz herhalten."

Und er fuhr fort, sehr feine Fasern aus dem Aermel zu zupfen und zu verknüpfen und über das Laub zu ziehen, indessen die Spinne mit ihren hundert dankbaren, schwarz funkelnden Augen dem seltsamen Gehilfen vom gezahnten Rand eines Blattes auf jeden Finger sah und sich an dieser menschlichen Plumpheit köstlich ergötzte.

Diesmal wagten die Boten nicht heimzukehren und zu sagen, Franz habe ein garstiges Ungeziefer dem heilig und dreifach Gekrönten vorgezogen. Sie warteten also, indem sie bald an der seidenen Schleppe zogen, wenn eine Schnecke darüber kriechen wollte, oder eine Fliege abwehrten, die auf ihr goldenes Brustkreuz sich gradewegs hinsetzte, weil es so funkelte in der süßen, gelben, umbrischen Vespersonne. Dann horchten sie wieder gegen San Lorenzo hinauf, ob dort vom Schalloch die Totenglocke immer noch nicht anschlage.

Endlich war Franz mit seiner Feinweberei fertig. Die Spinne bedankte sich durch ein munteres Gezappel der Füße und durch ein gewaltiges Gefunkel der hundert Aeuglein.

„Gehen wir jetzt," sagte Franz fröhlich, nachdem er ringsum weder einen Krüppel, noch ein Kind, noch ein Tierlein oder sonst was Bedürftiges sah, dem er etwas zuliebe tun könnte.

Indessen lag Innocenz hochauf in den Kissen, dem Fenster und den Bergen von Assisi zugewandt. Und es fiel gerade die Sechsuhrsonne, die tiefgelbe, umbrische, auf die päpstliche Krone zu Häupten des Bettes. Das Geschmeide flammte auf wie eine zweite Sonne und tauchte das ganze Gemach bis in die hinterste Ecke in einen seltsamen, goldigdunkeln Dunst.

Der Papst horchte auf jeden Tritt, über das Straßenpflaster unter dem Fenster. Plötzlich öffnete er die Augen weit und lächelte. Von allen andern Füßen unterschied er das leichte Holzschuhgeklapper des Bruders Habenichts. Er atmete schon den Wald- und Heideduft und das Paradieslüftchen dazu, das von Franz ausging. Seine feinen, bleichen, seidigen Lippen öffneten sich leise wie zum Grüßen.

Aber auf der Schwelle blieb Franz jählings stehen und hielt die Hände wie geblendet vor das Gesicht und sagte: „Herre Papst, da kann ich nicht hinein."

Man rief, drängte, stieß. Was soll nun das? Warum spielt er jetzt wieder den Sonderling? Ist dies die Demut des Gottesknechtes, sich so zu gebärden? Warum doch kann er nicht hinein?

„Mich blendet die Erde allhier," antwortet der Poverello einfach.

Da hoben sie die Krone weg und es wurde dämmerig im Saal und Franz konnte hereinkommen. Er kniete vor den Papst auf beide Knie nieder wie ein Kind. Und Innocenz lächelte so zufrieden, wie er seit der Siegeskunde von Tolosa nie mehr gelächelt hatte. Ihm war, es knie ein Cherubim an seiner Seite. Franz aber begann:

„Vielglücklicher, Heiliger Vater, nun sagt Ihr: Fahr' wohl, Welt! Aber da knistert und rauscht und schmeichelt sie noch immer um Euch, so daß der Himmel nicht recht herzu kann."

Sprach's und zog dem Papst, der immer fröhlicher dreinsah, das seidene Schulterröcklein und die goldene Kette und sogar die breite, golddurchwirkte, schwere Stola ab. Alles sah es und entrüstete sich und wagte doch keine Widerrede. Aber Franz warf seinen braunen, von so vielen Bettelreisen verstaubten und von so vielen Gassenbuben verunglimpften Mantel ab und legte ihn dem Papst über Brust und Schulter.

Dann blickten sich die Zweie lange in die Augen und durch diese offenen Fenster in die tiefste, heimlichste Seele, der oberste Gebieter und der unterste Knecht auf Erden — und beide verstanden sich.

„Rede doch mit ihm," gebot der Kardinalbischof von Ostia. „Deinen Trost will er haben."

„Von der Schlacht bei Navas de Tolosa sag' ihm! Hunderttausend tote Heiden! sag' das!" schrie der Graf von Benevent.

„Oder vom Kreuzzug nach Byzanz!" meinte ein vlämischer Baron.

Aber Franz zog ein paar Spinnfäden mit höflichen und feinen Fingern aus seinem Bart und zog sie dem Papst über das noch immer braune, krause und jetzt vom Sterben ganz nasse Haar. So andächtig tat er das, als wären diese grauen Fäden das Köstlichste der Welt.

„Seht, Herre Papst", sprach er dann munter, „es bleibt Euch nichts von allem Rom und Weltreich. Ja, von allem großen Spinnen und Weben und Sorgen über Alpen und Meere hin bleibt Euch weniger als meiner Schwester Spinne drüben in den Weinlauben."

„Nicht so mußt du reden," schalt da der ritterliche Bischof von Pisa. „Von den Bannstrahlen sag ihm lieber, die über den Gotthard in den deutschrn Schnee flogen; von den getrösteten Königinnen zu Paris und Leon, und solches mehr! Das klingt fürs Leben und Sterben schön."

„Und doch", fuhr Franz fröhlich fort, ohne im geringsten auf den Hoftroß zu achten, „ist Euch etwas Köstliches geblieben und das beste von allem, Herre Papst: die reine Armut! Da nehmt dieses Fetzlein Spinnfaden! So arm seid Ihr. Ein Bettler in Trastevere ist dagegen ein Krösus."

„Basta!.... vom Konzil im Lateran erzähle!" mahnte der Statthalter von Spoleto.

„Vom Krieg gegen die Ketzer!" eifert Montforts junger Vetter.

Aber Franz sah die vermehrte Freudigkeit des Heiligen Vaters wie einen hellen Sonntag über die Stirne ausgebreitet und plauderte unverdrossen weiter: „Vergesset das alles, was Eure guten Herren da fabulieren: Und kehret lieber zurück in Euere Jugend. — Da hast du," begann er den Papst mit einemmal zu duzen, „ein Büchlein geschrieben, lieber Bruder, weißt du noch?"

Jetzt lag nichts Politisches und Staatsmännisches mehr im Papstgesicht. Ein junges, weiches Lächeln überzog alle Härte dieses Marmorkopfes. Wie ein Kind sah der große Innocenz aus.

Denn er sah sich als feurigen, frühreifen Knaben vom Wein und von der Minnemusik im elterlichen Palast hinauslaufen in die tiefen Rebenstauden des Schloßhügels von Segni und nachdenken, was mehr sei als so ein erhobener Becher und so ein geharfnetes Liebeslied und so ein bunter und doch schwermütiger Champagnertanz. Und wieder sah er sich nachts im Bücherzimmer seines Vaters sitzen und über dem Ekklesiastes studieren, wenn der Docht schon heruntergebrannt war und seine Adelsgenossen sich zechmüde nach Hause trollten, — sah sich dasitzen im Finstern und nachsinnen über das, was das Genie aller Zeiten nie Größeres lehrte: einfach sein! Und der Sterbende besann sich gut, wie er damals voll stürmischer Begeisterung anfing, rauhe Kleider zu tragen und das Wenigste und Gewöhnlichste zu essen und zu trinken, was durchaus zum Leben gehört; und die hochlehnigen, weichen Stühle zu fliehen und ein Werklein zu schreiben: De contemptu mundi*. Ah, er weiß jetzt, daß er nie so glücklich war wie damals beim heißen, herzklopfenden Niedergekritzel jener wenigen Blätter. Sie machen ihn jetzt glücklicher als die gebogenen königlichen und kaiserlichen Knie seines ruhmvollen Pontifikats. Es war schon nicht mehr irdische Heiterkeit, es war eine andere, erdfremde Sonne, die auf seinem erblassenden Antlitz leuchtete.

„Bei allen Söhnen der Armut und bei allen Töchtern der heiligen Einfachheit," sagte Franz, „wird dein Büchlein gelten. Deine Staatspapiere lärmen sich bald aus und liegen stumm in den Archiven wie Leichen im Sarg. Aber das Büchlein bleibt, solange der Weg vom Staub zum Geist und von der Erde zum Himmel durch das heilige Tor der Armut geht!"

Innocenz lag wie in Verzückung.

„So vollende denn diesen Königsweg, Herre Papst und Herre Bettler. Geh im Frieden! Um dieses Büchleins und seiner Stille willen wird dir viel Lärm verziehen werden."

Damit faßte Franz die schon erkaltete Hand des Papstes, so wie man den Freund, der eine weite, gar stattliche Reise unternimmt, an der Hand faßt, als sollte er uns doch um der Bruderliebe willen aus dieser winkligen Langeweile heraus mitnehmen in seine helle, tapfere, wunderbare Straße hinaus.

Die schlanke Gestalt des Papstes tat einen leisen, feinen Ruck vom Kopf bis zu den Füßen des Bettes, daß es wie ein silbernes Leuchten durchs Zimmer ging, und öffnete den Mund und ließ fröhlich das letzte Lüftchen entgleiten. Und niemand hätte seiner hellen Miene den Tod angesehen und an einen Leichnam geglaubt, wenn sich Franz nicht zu den Versammelten gewendet und beinahe lustig gesagt hätte: „Seht einmal da unsern lieben Herrn Papst! Er hat seinem Nachfolger nichts hinterlassen als dieses Lächeln auf der Stirne und diese paar Spinnfäden im Haar. Aber das ist genug."

Und mit der gleichen Heiterkeit und den feinen, höflichen Händen, womit er vorher dem blinden Nazaro serviert, die Rangen gestreichelt und das Spinnlein bedient hatte, schloß er dem Heiligen Vater den offen gebliebenen Mund und scherzte noch: „Bleib' nun still! du hast genug gelärmt!"

Verwirrung und Gewoge im Palast und in der Stadt Perugia. Ueber die Leiche hin geht Posaunenstoßen und Roßgetrappel und das schwere, erhitzende Geschäft einer neuen Papstwahl. Und in diesem großen Getöse merken nur ein paar leise, fromme Menschen das Flattern einer weißen unbekannten Taube, die sich zu Häupten des aufgebahrten Papstes in San Lorenzo niederläßt, wie damals, als man den Jüngling zum Papst erkor.

Als Franz spät am Abend in die Klosterstube zu Assisi trat, sagte er:

„Unser lieber Bruder Innocenz ist soeben drüben in Perugia in diesem Mantel gestorben und hat den Frieden gewonnen!"

Da liefen die Brüder herzu und küßten das braune, grobe Tuch und wollten allsogleich das arme Seele des — neuen Papstes!"

Requiem aeternam für den Toten anstimmen.

Aber Franz vollendete: „Betet also für die

---

* Ueber die Geringschätzung des Irdischen.

Geschichtsstudium.

Adolf Hitler an der Nordsee.

Hinterm Deich.

Die Wasser drängen und drücken. In der Außenjade kippen die Fahrwassertonnen. Langsam, unwiderstehlich kommt ein blanker, unendlich breiter Streifen über das graue Watt gezogen; ein schmaler Schaumstreifen läuft vorne her.

Die Flut steigt!

Quer durch das Watt und das Außenland zieht sich ein tiefer Graben geradeswegs zum Deich hin. Darin rinnt das Wasser schneller entlang. Es eilt dem blanken Streifen weit voraus, und schon zieht es hinein in den kleinen Fischerhafen. Da gehen die großen Sieltüren zu, und die Boote, die vordem träge und schief auf dem Schlick lagen, richten sich auf. Sie schwimmen.

Da kommt der frische Wind des Maiabends daher. Wellen beginnen zu kräuseln, und die Boote dümpeln.

Sonst aber ist alles still. Kein Mensch steht am Strand. Wozu auch? Alle Leute im Dorf Horumersiel kennen dies Auf und Ab des Wassers ganz genau. Jeden Tag können sie es sehen. Still u. einsam liegen Häuser und Hafen und Deich.

Doch nicht immer ist das so.

Der Sommer wird bald kommen, und dann schlendern hier die Badegäste, sich zu erholen in der salzigen Meeresluft. Und die zweihundert Dorfeinwohner haben genug zu tun, all die Wünsche der Besucher zu erfüllen.

Und hernach kommt der Herbst ins Land. Der bringt manchmal bösen Sturm, daß die Schiffe draußen auf See in bittere Not geraten können. Dann gibt's ein Laufen und Rennen am Deich. Die Horumersieler eilen zu ihrem Rettungsboot, bringen es ins tosende Wasser und suchen die Bedrängten zu retten.

Dort drüben jenseits des kleinen Hafens steht ein einfacher Backsteinbau. Das ist das Haus für das Rettungsboot.

Im Mai aber ist alles still. Es ist ja noch nicht einmal Pfingsten gewesen.

Das Wasser fällt langsam wieder. Es wird dunkel, und der Nebel kommt.

Unbekannte Gäste.

Ueber den Deich herüber guckt ein Haus. Man kann noch soeben erkennen, daß es kein Fischerhaus ist. Eine Glasveranda ist auf den Deich hinaufgebaut, und unterm Dach ist eine Inschrift. „Strandhotel“ steht dort in großen Buchstaben. Und an der Schmalseite ist „Zur schönen Aussicht“ zu lesen. Eine Wirtschaft ist also hier.

In der Gaststube brennt Licht, aber die Gäste fehlen. Wer soll auch jetzt wohl kommen? Nur der Wirt ist da und sieht nach dem Rechten. Er hat sia sonst kaum einen gemütlichen Fleck im Haus. Zwar sind Zimmer genug da; alle warten sie auf die Badegäste, die im Sommer kommen. Aber die Zimmer sind ausgeräumt. In den nächsten Tagen wird der Bruder des Wirts kommen und die Stuben streichen. Sie sollen für die Badegäste recht gemütlich hergerichtet werden. Der Bruder des Wirts ist nämlich Maler.

Da hört Fritz Tiarks, der Wirt, wie plötzlich ein Auto gefahren kommt. Es hält vorm Hause. Der Wirt sieht auf die Uhr. Die ist ja schon nach neun. Wer mag da noch kommen?

Er öffnet die Tür. Vier Männer stehen draußen. Alle haben sie Mäntel an und Autokappen auf.

„Sind Sie der Wirt?“ fragt einer.

„Ja.“

„Können wir hier wohl übernachten?“

„Bedaure sehr! Die Zimmer sind alle ausgeräumt. Sie sollen für den Sommer gestrichen werden.“

Kurzes Schweigen.

„Könnten wir nicht doch mal die Zimmer sehen?“

„Wenn Sie wollen. . . gewiß! Aber, wie gesagt, alle Zimmer sind leer.“

Der Wirt geht nun die Treppe hinauf, und die vier Herren folgen. Der eine von ihnen wirft zufällig einen Seitenblick auf eine Kommode. Da sieht er, daß eine Zeitung darauf liegt. Er erkennt sie sofort. „Freiheitskämpfer“ heißt sie; eine nationalsozialistische ist es also! Ohne etwas zu sagen, macht er durch eine Handbewegung die anderen darauf aufmerksam. Die nicken fröhlich, als wollten sie sagen: Wir haben das richtige Haus für uns gefunden. . .

Oben sehen sie die Zimmer an. Die sind kahl und leer. Aber da schauen die Herren durchs Fenster. Ein wenig ist in der Dämmerung noch zu erkennen.

„Solch schöner Blick aufs Meer . . .“ sagt einer, „. . . . schade!“

Da wendet sich ein anderer wieder an den Wirt:

„Können Sie uns nicht doch einige Zimmer rasch instand setzen? Nur ganz notdürftig: Bett, Tisch, Stuhl, das genügt; wir sind nicht verwöhnt. Am liebsten hätten wir auch etwas warmes Essen, wir haben den ganzen Tag noch nichts gehabt.“

Da sagt schließlich der Wirt zu.

In dem Augenblick ist von draußen dumpfes, donnerartiges Rollen zu hören.

„Das ist Schießen,“ sagt der Wirt, als die Gäste ihn fragend angucken. „In Schillig, einige Kilometer von hier, ist eine Marinebattarie. Die hat Uebungsschießen.“

Dann wollen sie nur, sagen die Herren, noch eine Stunde den Deich entlanggehen und dem Schießen zuschauen. Unterdessen kann dann der Wirt alles fertig machen. Aber er soll nichts Besonderes machen: Ein bißchen Gemüse, ein bißchen Obst — Fleisch ist nicht unbedingt nötig; wenn er's doch bringt, dann nur Weißfleisch —. Schon gehen die Herren nach draußen.

Nun heißt es für den Wirt eilen, treppauf, treppab, dann in die Zimmer kommt er wieder die Treppe herab, da geht die Haustür. Herein kommt der Hauptlehrer des Ortes, ein guter Freund des Wirtes.

„Hier sind doch vier Herren, nicht wahr?“

„Ja.“

„Soll ich mal sagen, wer das ist?“

„Na . . . ?“

„Das ist Hitler mit seinen Begleitern!“

„Ausgeschlossen!!“

„Ganz bestimmt! Gestern war er in Oldenburg beim S A.- Aufmarsch, vorgestern hat er in Delmenhorst gesprochen. Und da draußen — das ist sein Auto . . .“

Da überlegt der Wirt: Wie sah der eine der vier doch noch aus? Die Haare dunkel, und die Augen? Das ganze Gesicht? Dann sagt er zögernd:

„Es könnte schon angehen . . .“

„Ganz bestimmt ist er's!“ sagt der Hauptlehrer und geht wieder.

Der Wirt ist allein. Doch es ist merkwürdig, seine Schritte sind noch schneller geworden, seine Bewegungen hastiger. Sollte er es wirklich sein? denkt er immer.

Es ist halb elf Uhr, da kommen die vier Herren wieder. Und wie sie da so im hellen Schein der Lampe stehen, da weiß der Wirt es plötzlich ganz genau. Der eine, ja, der ist es! Der Führer! !

Er, der Wirt, müßte ja nun hingehen und den Führer beim Namen nennen und ihn noch einmal und diesmal ganz besonders herzlich begrüßen. So denkt Tiarks. Aber — er weiß gar nicht, wie das kommt — er mag es auf einmal nicht tun. Er zeigt nur oben den Herren die Zimmer. Der Führer bekommt Nr. 6. Und dann können sie sich unten auch schon zu Tisch setzen und essen. Hinterher bleiben die vier noch lange zusammen und reden und reden.

Von früh bis spät.

Der nächste Tag ist Dienstag. Morgens bei acht Uhr herum kommen die vier aus den Zimmern. Am liebsten, sagen sie, hätten sie eine kleine Stube für sich, wo sie noch etwas besprechen u. erledigen können. Und nach einer guten Stunde möchten sie gern das Frühstück: Milch, gekochtes Ei und Brötchen, das genüge.

Tiarks zeigte ihnen das kleine Zimmer neben der Gaststube. Das paßt gut.

Dann aber erfaßt der Wirt eine Gelegenheit und fragt den einen Begleiter:

„Darf ich wohl den Führer einmal begrüßen und ihm die Hand drücken?“

„Aber gewiß doch!“ ist die Antwort.

Und da steht Tiarks vorm Führer. Ein wenig stockend sagt er:

„Es ist mir eine herzliche Freude, Sie in meinem Hause begrüßen zu können.“

Da schlägt der Führer auch schon in die dargebotene Hand, und im Augenblick ist ein frischfröhliches Gespräch im Gang über Horumersiel, über seine zweihundert Einwohner, über Fischer und Schiffer, über das Rettungsboot und über immer noch mehr.

„Mein Bruder Heinrich, von Beruf Maler, ist Vormann vom Rettungsboot,“ sagt Tiarks.

„Das interessiert mich sehr,“ antwortet der Führer, „da wird er mir noch mal das Boot zeigen müssen.“

Schließlich holt der Wirt das Fremdenbuch. Jeder Gast muß da seinen Namen einschreiben. Das ist nun mal Vorschrift.

Nach dem Frühstück gehen der Führer und seine drei Begleiter wieder an den Strand. Das Wasser läuft gerade ab; es ist Ebbe.

Derweil liest Tiarks im Fremdenbuch. Dort steht:

„Adolf Hitler, Schriftsteller, München.

Heinrich Hoffmann, Stadtrat, München.

Julius Schreck, Kaufmann, München.

Heß, Privat-Sekretär, München.“

Am Nachmittag kommen mehrere Besucher. Es sind Parteigenossen, die über den Aufenthalt des Führers Bescheid wissen. Sie haben allerlei mit ihm zu besprechen. Sie reden auch davon, daß am Abend eine große Hitler-Kundgebung in Jever angesetzt ist. Aber das ist für Tiarks nichts Neues, er weiß es längst aus der Zeitung und von den großen, roten Maueranschlägen: „Hitler spricht am 12. Mai 1931 in Jever!“ Jedes Kind weiß das.

Da denkt er doch aber, die Abfahrt am Abend könnte vielleicht sehr eilig vor sich gehen. Er will doch lieber schon gleich die Rechnung für Unterkunft und Verpflegung aufschreiben, dann hält das nachher nicht auf.

Aber die Gäste machen gar keine Vorbereitungen, die danach aussehen, als ob sie endgültig abreisen wollen.

Da fragt Tiarks einen der Begleiter: „Kommen die Herrschaften wieder?“

„Ja, wir kommen zurück, aber erst gegen Mitternacht. Nur sagen Sie es niemand!“

Am Abend steht Adolf Hitler in Jever vor einer ungeheuren Menschenmenge. Tausende hören ihm begeistert zu, wie er Satz für Satz in die große Halle hineinruft.

„Mein Leben gilt Deutschland, nur Deutschland!“

Da bricht der Beifall los. Die Leute springen auf die Stühle, und Stürme von Heilrufen brausen auf.

Spät in der Nacht saust ein Auto durch die Marsch nordwärts, die Scheinwerfer beleuchten weit voraus die Klinkerstraße.

Als die vier gegen zwölf Uhr wieder in Horumersiel sind, hat Tiarks das Essen fertig. Der Führer sitzt nicht mehr lange auf; er ist müde.

Die Abreise.

Am andern Morgen bleibt Zeit, noch einmal am Strand entlangzugehen. Es ist Hochwasser, und die Wellen spritzen.

Als der Führer mit seinen drei Getreuen vom Spaziergang zurückkommt, ist Heinrich Tiarks da, der wackere Vormann des Rettungsbootes. Rund dreißig Jahre führt er schon das Boot, und fünfzig Menschenleben verdanken ihm die Rettung aus Sturmesnot. Man sieht es dem Gesicht an: Hier steht ein Mann, der schon manches Mal sein eigenes Leben für andere wagte.

Da kann Adolf Hitler nicht anders: Von diesem Mann muß er sich unbedingt noch das Rettungsboot zeigen lassen.

Sie gehen hinüber zum kleinen, roten Backsteinbau am Siel. Und gleich fängt der Führer an zu fragen: „Wo ist dies? Wo ist das? Wo sind die Abflußröhren für das Wasser, das bei hohem Seegang ins Boot schlägt?“ Er hat darüber schon manches gelesen und weiß darum so genau zu fragen. Heinrich Tiarks zeigt u. erklärt, und die Freude, dem Führer alles erzählen zu dürfen, ist seinen Augen abzulesen. Herzlich drückt ihm Adolf Hitler die Hand. So stehen zwei Vormänner beisamen: der Vormann des Bootes und — der Vormann der Deutschen. (Fortsetzung folgt.)

— **Washington.** Der Kreuzer „Indianapolis“ hat die östliche Spitze von Brasilien umfahren und passierte Bahia. Der „Graf Zeppelin,“ der sich auf dem Fluge nach Buenos Aires befand, kam in Sicht und grüßte,

Neueste Nachrichten

— Warschau. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat der Zentralrat des Gottlosenverbandes den Außenminister Litwinow zum „Ehrengottlosen" ernannt. In einem Schreiben, in dem Litwinow seinen Dank für diese „Ehrung" ausspricht, betont er, daß er nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch im Völkerbund, mit Stolz auf die ihm zuteil gewordene Auszeichnung hinweisen und sich stets bemühen werde, zu beweisen, daß ihn der Titel eines Ehrengottlosen zu neuen Taten verpflichte!

— Los Angeles. James F. Hall, 20 Jahre alt, ein Matrose an Bord des Flugzeugmutterschiffs „Lexington," wurde von Bundesbeamten verhaftet. Die Beamten erklärten, Hall habe zugegeben, $5 000 von der Filmschauspielerin Ginger Rogers verlangt zu haben. Gleichzeitig hatte er erklärt, daß Frl. Rogers ermordet werden würde, falls sie das Geld nicht bezahle.

— ub. Im Auslande — und dort sogar in kirchlichen Kreisen — glaubt man vielfach allen Ernstes den Behauptungen gewisser Bolschewisten, daß in der Sowjetunion jetzt die Tätigkeit der „Streitbaren Gottlosen" eingeschränkt werde. Wie verlogen diese Behauptungen sind, beweist wiederum eine Meldung des Zentralorgans der Gottlosen in der Sowjetunion, des „Besboschnik".

„Aus Anlaß des Umbaues Moskaus und des hiermit zusammenhängenden Abbruches des Strastnoj-Klosters wird das „Antireligiöse Museum", das sich seit 1929 in diesem befand, in die neuen Räume der Kaljaewskaja Strasse 23 verlegt.

Durch die verschiedensten Mittel wird die Bevölkerung gezwungen, dieses Gottlosenmuseum zu besuchen.

Die wenigen übriggebliebenen Kirchen werden von jüdischen Architekten für Gottlosenzwecke umgebaut.

— Genf. Ein ernster Disput zwischen der Türkei und Frankreich über die türkisch-syrische Grenzkonflikte wurden mit der Veröffentlichung der darauf bezüglichen Korrespondenz zwischen den beiden Regierungen enthüllt.

Die unmittelbare Ursache des Disputs war ein Angriff türkischer Demonstranten auf den Deputierten von Alexandretta, Syrien, das unter französischem Mandat steht, soll im Jahre 1939 seine volle unabhängigkeit erhalten, gegenwärtig jedoch steht es noch unter strikter französischer Kontrolle. Aus der heute veröffentlichten Korrespondenz geht hervor, daß die französische Regierung gegen die von der türkischen Presse an seiner Verwaltung in Syrien geübte beißende Kritik Protest erhoben und betont hatte, daß durch feindselige Banden, die an d. türkisch-syrischen Grenze ihr Unwesen treiben, der Friede gefährdet werde.

Nach einer stürmischen Sitzung hinter verschlossenen Türen einigte sich der Rat des Völkerbundes auf eine Resolution, dazu bestimmt den Bürgerkrieg in Spanien zu „isolieren". Die Entschließung enthält, dem Vernehmen nach, die folgende vier Hauptpunkte:

1. Dem Appell der sozialistischen Regierung zu Valencia an den Völkerbund um formelle Anerkennung der Tatsache, daß der Bürgerkrieg eine Gefahr für d. internationalen Frieden bildet, soll stattgegeben werden.

2. Einführung u. Unterstützung eines schärferen Systems der internationalen Kontrolle, um zu verhüten, daß irgend einer der beiden gegnerischen Parteien in Spanien vom Auslande Hilfe geleistet wird.

3. Ein gemeinsames Vorgehen des Völkerbundes und anderer internationalen Körperschaften, darunter das Londoner Nichteinmischungs - Komitee, in einem Versuche, den Bürgerkrieg zu beenden, soll empfohlen werden.

4. Die franko-britischen Vermittlungs-Vorschläge sollen gutgeheißen werden.

— Die „Deutsche Zeitung" Hermannstadt veröffentlicht den Bericht eines aus Sowjetrußland nach Ofenpest zurückgekehrten ungarischen Schlossers mit Namen Johann Gallo, der sich als Facharbeiter 5 Jahre lang in Sowjetrußland aufgehalten hat. Die Schilderung ist dem ungarischen Blatt „Nemzeti Ujsag" entnommen. Er erzählt u. a.: „Das Los der Arbeiter in Sowjetrußland ist außerordentlich hart. Sie wohnen zu Hunderten in Wohnungen die eher Kerker, als menschlichen Behausungen gleichen. Für alle Nahrungsmittel müssen die Arbeiterfrauen stundenlang in Schlangen anstehen. Es gibt nur einen Ruhetag im Laufe des Monats. Kleider nach europäischen Begriffen tragen nur die „Volkskomissäre" u. die Mitglieder der GPU. Ueber 90 v. H. der Bevölkerung besitzt schon lange kein Schuhwerk mehr und gehen in Galoschen. Die wahre Herren Sowjetrußlands sind auch heute noch die jüdischen Volkskomissare und die Präsidenten der einzelnen kommunistischen Organisationen. Während der Arbeiter durchschnittlich einen Lohn von 150 Rubeln erhält, bezieht der Volkskomissar 5000 Rubel. In den Jahren von 1932 bis 1934 allein sind in Sowjetrußland viele Millionen Menschen an Hunger, Elend und epidemischen Krankheiten zugrunde gegangen. Eine Million Menschen wurden in diesem Jahr erschossen, 7 Millionen Menschen vernichtete die Zwangsarbeit. In Rostow am Don wurden sämtliche 200 Kirchne dieser Stadt abgebrochen. Von den 1600 Kirchen Moskaus stehen nur noch 800 und von diesen werden 90 v. H. zu Zwangsunterkünften und Warenniederlagen verwandt. Der Sowjetstadt verwendet heute seine ganze Kraft zum Ausbau der roten Armee.

Alles Geld, alle Lebensmittel, Kleider, Stiefel usw. kommen nur der Armee zugute. In den Depots der Armee sind Lebensmittel für vier Jahre aufgestappelt."

— Die in Lwow erscheinende ukrainische Tageszeitung „Nowe Selo" veröffentlicht eine Reihe von Nachrichten aus bolschewistischen Provinzblättern der Sowjetukraine, die die fortwährenden Hungerrevolten und den hartnäckigen Widerstand des von den roten Gewalthabern unbarmherzig ausgebeuteten und mit Hilfe von GPU.-Truppen niedergehaltenen ukrainischen Volkes bestätigen. Hiernach haben sich in vielen Gebieten der Sowjetukraine sogenannte „Banden" gebildet, die aus zwangskollektivierten und aus Kolchosen geflüchteten Bauern bestehen. Diese „Banden" setzen den Sowjetterror nunmehr ihrerseits offenen Terror entgegen und verüben Ueberfälle auf Sowjetlandgüter, Eisenbahntransporte mit beschlagnahmten Getreide, Militärmagazine usw. Hier einige Vorfälle:

In Achtyrka haben Bauern aus den umliegenden Dörfern die Getreide- und Fleischkonservenspeicher ausgeplündert und niedergebrannt. In Fastow wurde ein Muster-Sowjetlandgut zerstört, das Korn und das Vieh unter die Bauern verteilt, die Gebäude niedergebrannt u. die landwirtschaftlichen Maschinen vernichtet. In Priluki bei Poltawa und in Bojarka bei Kiew sind ebenfalls Sowjetgüter geplündert und total zerstört worden. Auf der Station Balta wurde ein Ueberfall auf einen Getreidetransport verübt. In Lozowaja wurde ein Sowjetlandgut zerstört und 30 Personen erschlagen. Boguslaw wurde von Aufständischen überfallen, die Vorgesetzten der dortigen Besatzung umgebracht und die Lebensmittelvorräte aus dem Militärmagazin auf lastautos in die umliegenden Wälder fortgeführt. Eine Untersuchungskommission, die in drei Autos von Kirow nach Perwomaisk unterwegs war, ist von „Banditen" überfallen worden; die Mitglieder der Kommission und die Wache wurden niedergemacht, die Autos vernichtet. Die „Banditen" verschwanden in den Wäldern und schleppten 7 Mann aus der Begleitwache mit. In der Nähe der Stadt Nowyj Bug wurde ein Eisenbahntransport mit Getreide und Schweinen durch Auftapelung von Steinen auf den Geleisen angehalten und von den aus dem Walde hervorstürmenden „Banditen" geplündert, dann mit Petroleum übergossen und in Brand gesteckt. In Mirgorod ist ein Sowjetlandgut von Aufständischen belagert und die Verwaltung des Gutes und einige Milizionäre gefangengenommen worden; 7 Mann wurden erschossen, das Inventar und die Lebensmittelvorräte unter die Bauern verteilt. Nachdem die Gebäude des Sowjetlandgutes in Brand gesteckt worden waren, flüchteten die Aufständischen in die Wälder zurück. In Bugajewka bei Kiew haben aufständische Bauern aus der Umgegend ein von Militär bewachtes staatliches Landgut überfallen. Ein Teil der Rotarmisten verweigerte ihren Vorgesetzten den Gehorsam und tötete den politischen Kommissar Rublow. Das Sowjetlandgut wurde ausgeplündert und zerstört, worauf die „Banditen sich in der Richtung nach Wassilkow verzogen. Auf der Zwischenstrecke Mironowka-Korsun wurde vor der Durchfahrt eines Panzerzuges mit einer Untersuchungskommission die Eisenbahnbrücke gesprengt; der Zug wurde zertrümmert, es gab viele Tote und verwundete.

— In Schtscherbinowka streikten die Grubenarbeiter und weigerten sich, zugunsten der spanischen Revolutionäre von ihren Löhnen irgendwelche Abzüge zu entrichten, obwohl sie sich vorher dazu verpflichtet hatten.

— Sehr bezeichnend für das große Wohnungselend und den Stand des Wohnungsbauwesens in der Sowjetmetropole Moskau ist der Bericht der Moskauer „Iswestija" Nr. 242, der nachstehend wörtlich wiedergeben wird.

„ . . . Vorsicht, treten Sie nicht auf meine Hand! . . . Wir steigen langsam eine dunkle Treppe hinauf und schreiten über Menschen hinweg, die auf steinernen Stufen, Treppenabsätzen und auf den Fensterbrettern zwischen Zigarettenstummeln, Schmutz und Papierfetzen ausgestreckt daliegen.

In der Ecke sitzt, in sich zusammengesunken, eine schlafende Frau auf einem Koffer und hält eine alte Ledermappe an die Brust gedrückt. Ein Mann mit einer Hornbrille liegt auf ausgebreiteten Zeitungen hingestreckt, schnarcht und hält dabei seinen Reisesack mit beiden Armen umschlungen. In allen Stockwerken des Hauses sieht man ein und dasselbe Bild: In Reihen ausgestreckt, nebeneinander liegend und in qualvoll unbequemen Stellungen schlafende Menschen. Wer sind denn diese Menschen? Das sind Ingenieure, Aerzte, Agronomen, wissenschaftliche Mitarbeiter, Wirtschaftler und Buchhalter, die aus Swerdlowsk, aus dem Fernen Osten, aus Tiflis, Alma-Ata und anderen weit entfernten Städten zugereist sind. Ihre Papiere sind in Ordnung. Die Ausweise des einen bestätigen z. B., daß ihr Inhaber die Hauptstadt in sehr wichtigen und eiligen Angelegenheiten aufgesucht hat. Und trotzdem ist dieser Mensch gezwungen, hier in den schmutzigen und stinkenden „Warteräumen" des Büros für Zimmernachweis des Trusts der Moskauer Hotels in der Bolschaja Dmitrowka 7 mehrere qualvolle Nächte auf dem Boden liegend, sitzend oder stehend zu verbringen.

Der stellvertretende Leiter des Trusts (über die Ursachen obiger Erscheinungen befragt.) erklärte uns, daß die Zahl der Moskauer Hotels von 114 im Jahre 1923 auf nur noch 12 zusammengeschrumpft ist.

— Athens, Ohio. Dr Herman James, Präsident der Ohio Universität, erklärte heute, die panamerikanische Konferenz werde nie über das „Champagner- und Frack-Stadium hinauskommen, solange die Ver. Staaten ihre „vier Komplexe" nicht loswerden.

Diese Komplexe sind: 150 Prozent amerikanischer Komplex, unser nordischer Ueberlegenheits-Komplex, unser amerikanischer Geschäftstüchtigkeitskomplex und der protestantische Ueberhebungskomplex.

— Hollywood. Arthur Wenzel, Filmproduzent, gab bekannt, daß er Prinz Eudard und Frau Simpson $1,000,000 angeboten habe, falls sie im Film auftreten würden. Der Film, in dem beide auftreten sollen, sollte den Titel „Das Anrecht auf Liebe" tragen.

— Coire, Schweiz. Der 27 Jahre alte jugoslawische Jude David Frankfurter wurde zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt. Abgerechnet wurde die Zeit von 18 Monaten, die er in Untersuchungshaft verbracht, ehe die gegen ihn wegen Ermordung des deutschen Nationalsozialistenführers in der Schweiz Wilhelm Gustloff erhobene Anklage zur Verhandlung gelangte.

Frankfurter sagte auf dem Zeugenstand aus, daß er Gustloff aus Liebe zur Volksrasse, der er angehört, getötet habe. Gustloff wurde am 4. Februar von Frankfurter erschossen.

Der Verurteilte hat alle Gerichtskosten zu tragen und den Schaden, welcher der Witwe Gustloffs aus der Ermordung ihres Gatten erwuchs, zu zahlen.

— **Buenos Aires.** Vertreter der Ver. Staaten, Brasiliens und Argentiniens unterzeichneten eine gemeinsame Friedens- und Sicherheits-Konvention. Das ist das bisher konkreteste Resultat der interamerikanischen Friedenskonferenz.

Wenige Minuten nach Unterzeichnung des Abkommens durch die drei großen Mächte setzten auch mehere andere Nationen, darunter Mexiko, Guatemala u. Nikaragua, ihre Unterschriften unter die Abmachung.

Die Beobachter glauben, daß schließlich alle 21 amerikanischen Republiken, die auf der Konferenz vertreten sind, sich anschließen werden. Dann wird das Dokument dem Komitee für Friedensorganisationen vorgelegt und wahrscheinlich schon am Dienstag in voller Konferenzsitzung angenommen werden.

— **Nach Meldung des „Pommereller Tagblatts"** wurden in Krakau zwei jüdische Rechtsanwälte mit Namen Fensterblau und Friedmann wegen kommunistischer Agitation verhaftet. In ihren Wohnungen wurde zahlreiches kommunistisches Propagandamaterial beschlagnahmt.

— **Das „National American Bulletin"** fragt:

„Wußten Sie schon, daß der Herausgeber des „Daily Worker", des bekannten kommunistischen Tagblattes in New York, einen Schwager hat, d. Millionär ist? Wußten Sie ferner schon, daß zur Zeit des jüdischen Passah-Festes alle Arbeit der kommunistischen Partei in den Vereinigten Staaten ruht?"

— **Madrid.** Die loyalistischen Streitkräfte machten sich die Kampfpause an der Madrider Front zunutze, um ihre Stellungen zu befestigen. Indessen weiß die Regierung nicht, was sie von der verzögerten Offensive der Nationalisten halten soll. Die Spannung nahm infolge der Untätigkeit zu, und die Loyalisten trafen alle möglichen Vorbereitungen gegen etwaige Ueberraschungen. Das Thermometer stand unter dem Gefrierpunkt und hinderte ausgedehnte Operationen. Die Bevölkerung Madrids leidet unter dem kalten Wetter, da Mangel an Brennmaterial in der Stadt herrscht.

Die Gaszufuhr wurde in den meisten Wohnungen in der Stadt abgestellt. Das Ergebnis war, daß es in den meisten Wohnungen so kalt ist wie auf der Straße.

In Barcelona hat das Generalidad das Bestehen einer Krise erklärt. Vertreter des Generalidads erklärten der Presse gegenüber, daß die jetzige Regierung am Montag zum letzten Mal zusammentreten werde, weil sie unmöglich weiterhin angesichts der von Präsident Luis Companys erlassenen Verordnungen arbeiten könne. Es hieß, daß die Regierung weiterhin keine Verantwortung für die Handlungen, über welche sie keine Kontrolle habe, übernehmen könne.

— **Im „Pomereller Tageblatt" Nr.** 278 wird aus Warschau mitgeteilt, daß die Warschauer Polizei in einer jüdischen Bücherei umfangreiches kommunistisches Propagandamaterial in polnischer, russischer, jüdischer und deutscher Sprache beschlagnahmte, das aus den Ver. Staaten und aus der Sowjetunion stammt. Die Behörden verordneten die Schließung der Bücherei, die im Judenviertel liegt und verhafteten die Leiterin, eine bereits vielfach vorbestrafte Jüdin.

— **„Die Front", Zürich, Nr. 276** veröffentlicht eine Meldung des „National American Bulletin", der zufolge der jüdische Rechtsanwalt Dr. Klee am 19. 1. 36 in einer Rede folgende Aeußerung über den Völkerbund machte:

„Der Völkerbund ist keineswegs ein Werk Wilsons, sondern eine jüdische Schöpfung, auf die wir stolz sein können. Die Idee des Völkerbundes geht zurück auf die Propheten Israels. Die Idee des Völkerbundes ist ein Produkt und das Eigentum echt jüdischer Kultur."

— **„Die Front" Nr. 277, Zürich,** veröffentlicht folgenden interessanten Bericht:

Die drei größten Verlagshäuser der Sowjetunion, Gosizdat, Belizdat und Ukrizdat, veröffentlichten nach dem amtlichen Verzeichnis, das soeben herausgekommen ist, im Jahre 1935 nahezu 56000 Seiten von Werken in jüdischer Sprache.

— **ud. Das, was für die Kinder in** sämtlichen europäischen Staaten vollkommen selbstverständlich ist, wird für die „glückliche" Jugend der Sowjetunion zu einem schweren, fast unlösbaren Problem. Das ist die Versorgung mit Schulmaterial, besonders mit Schreibheften.

„Die Schreibhefte, die von der 23. Druckerei der „Mospolygraph" hergestellt werden, sind nur ein Beispiel für die empörende Nachlässigkeit seitens der Druckereien **bei der Herstellung von Schulutensilien. Das ist aber nicht der einzige Fall, daß Ausschußware erzeugt wird.** Vor kurzem hat die Fabrik „Geroj Truda" („Held der Arbeit", d. Red.) 1.800.000 Schreibhefte nach Moskau geliefert. Diese Hefte wurden aus schlechtem grauem Papier hergestellt, schief abgeschnitten, fahrlässig geheftet und sehr schlecht liniert. **Von diesem großen Posten konnte nur 1 Prozent abgesetzt werden.** ......

— **Rund 1000 marxistische Schutz**bündler verließen nach dem Zusammenbruch der roten Februarrevolte 1934 Oesterreich und folgten der verlockenden Einladung der Bolschewisten in die Sowjetunion, wo ihnen Arbeit, Brot u. Freiheit versprochen wurde.

Es war kaum ein Jahr vergangen, als schon die ersten von ihnen enttäuscht zurückkehrten und von den grauenhaften Zuständen in der Sowjetunion Bericht erstatteten.

Die Sowjetpresse verschwieg diese Tatsachen.

Als aber die Zahl der Rückkehrer immer größer wurde, machten die Sowjets den enttäuschten Schutzbündlern beim Versuch, die Sowjetunion zu verlassen, immer größere Schwierigkeiten, sodaß sich viele nur durch Flucht aus dem bolschewistischen Elend retten konnten.

Nun sind schon weit mehr als 200 Schutzbündler zurückgekehrt und alle entlarven sie durch ihre Augenzeugenberichte die lügenhafte Propaganda der Bolschewisten.

5 frühere Schutzbündler, Karl Wenninger, Ludwig Zounek, Johann Kupecek, Josef Loidl und Alfred Herold haben in einer Broschüre **„Zweimal auf der Flucht"**, erschienen in Wien, ihre Erlebnisse niedergelegt. Diese Broschüre hat in Oesterreich weite Verbreitung gefunden. Die Sowjets haben sich deshalb zu einer Gegenaktion entschlossen und damit die berüchtigte Frau Deutsch beauftragt. Wie wir erfahren, ist die Deutsch z. Z. damit beschäftigt, ausländische Arbeiter in der Sowjetunion zu bewegen, eine Gegenschrift zu verfassen.

Die offen zutage tretende Absicht, die wahrheitsgemäßen Berichte der Schutzbündler unwirksam zu machen, kennzeichnet dieses Unternehmen zur Genüge.

— **Der „Matin" veröffentlicht** einen Bericht über die scharfen Maßnahmen, mit denen die Stalinclique gegen die Reste der Opposition vorgeht. Jeschoff, der Vorsitzende der Partei-Kontrollkomission und neue GPU-Chef habe soeben eine Untersuchung über alle hohen Würdenträger der Partei beendigt. Als eins der letzten Opfer wird u. a. der Komissar für die Künste Kerschenzeff (ehemaliger Diplomatischer Vertreter in Rom) genannt, der von seinem Posten entfernt wurde.

Eine andere Kommission, die beauftragt ist, den gesamten sowjetischen Verwaltungsapparat zu sieben, hat bereits 65000 untere kommunistische Beamte aus der Partei gestrichen. Die Verurteilungen geschehen durch Agranoff (Jude,); von der Gesamtzahl sind bereits 12000 nach Sibirien verbannt oder eingekerkert.

Die politischen Gefängnisse sind nicht mehr imstande, alle „Schuldigen" aufzunehmen; infolgedessen hat das Innenkomissariat den Bau von 5 neuen Strafanstalten und die Vergrößerung des Zentralgefängnisses von Tobolsk angeordnet. Dies wird nach dem Umbau 10000 Gefangene aufnehmen können.

Nach Kiew und Tiflis sind besondere Bezirkskomissionen entsandt worden. Erstere wird von Postyscheff geleitet, der kürzlich einige Tage bei dem erkrankten Stalin verbrachte, die andere von Berja. Auf allen Fronten leitet die Clique um Stalin wichtige Unternehmungen ein und opfert mitleidlos und sogar als erste ihre Freunde und Stützen von gestern.

— **ud. „In Jaroslaw fand,"** wie die „Prawda" meldet, „eine Besprechung der Gebietsverwaltung der kommunistischen Partei über die Aufgaben und Methoden der antireligiösen Propaganda statt. Alle Redner wiesen darauf hin, daß überall eine Auflösung der religiösen Organisationen und ein Zerfall der Gemeinden der Gläubigen zu verzeichnen sind."

Jedoch geht dieser Prozeß entweder nicht schnell genug vor sich oder die Redner haben übertrieben. Jedenfalls hat die Tagung beschlossen, die antireligiöse Propaganda zu verschärfen. In allen Rayons sollen Ortsgruppen des „Bundes der streitbaren Gottlosen" gegründet werden.

Die Monatskurse für antireligiöse Propagandisten haben bereits mit 400 Hörern den Unterricht begonnen und 10-Tageskurse mit 150 Mann.

— **In dem Blatt Rothermere's, der** großen englischen Tageszeitung „Daily Mail" veröffentlicht der bekannte englische Journalist Ward Price einen aus Nürnberg datierten Artikel über das neue Deutschland. Einleitend bemerkt er:

„Heute wandelt Adolf Hitler die Geschichte Europas. Er hat der westlichen Zivilisation einen neuen Weg gezeigt. Nationen die an den alten Methoden festhalten, werden zurückbleiben. Die Grundlage der nationalsozialistischen Philosophie ist die, daß die Einzelperson nicht ins Gewicht fällt, der Staat aber alles ist." Ward Price wendet sich dann an das englische Volk und schreibt: „Unser persönliches Ziel ist der Erfolg des Einzelnen. Das nationalsozialistische Ziel ist Dienst an der Nation. Der Leitsatz, der auf deutschen Münzen geprägt ist „Gemeinnutz vor Eigennutz" wird getreulich befolgt. Wie wurde die deutsche Seele gewandelt u. ihre menschlichen Beweggründe auf diese Weise gehoben? Durch das Führertum! Die persönliche Inspiration Hitlers hat dies vollbracht. Der Nationalsozialismus bedeutet mehr als eine politische Lehre."

An anderer Stelle erklärt Ward Price: „Die Grenzen der Macht des neuen Deutschlands und seiner Errungenschaften sind noch nicht zu übersehen. Es ist der größte Faktor, mit dem eine englische Regierung jemals habe rechnen müssen." Von der Einstellung Englands gegenüber diesem neuen Deutschland hängt nach Ansicht des Verfassers der Frieden Europas und vielleicht die nationale Existenz Englands überhaupt ab. Nur ein Prinzip kann für den englischen Kurs einen sicheren Halt bieten und das ist Zusammenarbeit, nicht Streit. Wenn wir ein gutes Verhältnis zu Deutschland haben, dann ist niemals mehr ein Krieg gegen Deutschland denkbar, im Gegenteil aber würden wir einen Krieg unvermeidlich machen.

—**ud. Die wahren Zustände in den** Zwangsarbeitslagern des „Sowjetparadieses" wurden von zwei Flüchtlingen aus der Sowjetunion von neuem bestätigt. So schildert einer von ihnen die Hungerration der Verbannten in denselben. Die Judo-bolschewistischen Sklaven werden grundsätzlich mit Suhrogaten und Abfällen „verpflegt". Ihre Tagesration besteht aus 600 gr. sehr schlecht gebackenen Brotes, 60 gr. Graupen, 180 gr. Fisch oder 70 gr. Fleischabfällen (nur jeden 3. Tag), 4. gr. Fett und etwas Gemüse. Aber selbst diese kleine Nation wird nur denjenigen Lagerinsassen zugeteilt, die ihre „Tagesnormen" erfüllen. Diejenigen Verbannten deren Arbeitsnormen nicht hundert Prozent erreichen, werden in „Strafbataillone" versetzt, wo die Nationen noch kleiner sind: 300 gr. Brot, 35 gr. Fisch, 1 gr. Fett (!) u. etwas Gemüse. Fleisch gibt es überhaupt nicht. „Die Verpflegung ist unbeschreiblich schlecht," berichtet ein Flüchtling, „die Hunde in Charbin (Mandschukuo), bekommen besseres Futter, als die Sklaven der Komintern in den roten Zwangsarbeitslagern." „Ich wurde," berichtet der andere, in einem Zwangsarbeitslager untergebracht. Das bedeutet: Hunger, Hunger, Hunger! Mir gelang es in einer Schweinemästerei beschäftigt zu werden. In allen kapitalistischen Staaten werden gewöhnlich die Schweine mit Speiseabfällen gefüttert. In der UdSSR ist es umgekehrt: um die Futterabfälle, die von den gemästeten Schweinen übrigbleiben, reißen sich verhungerte, abgemagerte Menschen! Das russische Volk ist in die Zwangsarbeitslager verbannt. Frei bleiben nur die Fremdlinge hauptsächlich die Juden, die sich heute als Herren aufspielen." („Nasch Putj, Nr. 271 vom 15. 10. 1936, Charbin).

— **ud. Am 26. Oktober ds. Jrs. gegen** 19 Uhr ging der Schüler der 3. Klasse Kostja A. in die Bäckerei, um etwas Brot zu kaufen. Er hatte 5 Rbl bei sich. An der Ecke der Olchowskaja Straße wurde er von zwei Jungen angehalten. Sie fragten ihn, wohin er geht und verlangten von ihm sein Geld. Als der Schüler sich weigerte, das Geld herzugeben, erhielt er von einem der Jungen einen Faustschlag ins Gesicht. Er setzte sich zur Wehr, mußte jedoch die Flucht ergreifen, wurde aber von dem zweiten Angreifer eingeholt und erhielt von ihm einen Messerstich in den Rücken. Der Schüler A. konnte nur mit Mühe sein Haus erreichen und verlor noch auf der Straße das Bewußtsein. Der verwundete Knabe wurde in ein Krankenhaus gebracht, wo er nach wenigen Stunden starb.

Am 29. Oktober wurden die jugendlichen Verbrecher erkannt: die beiden sind Schüler einer Moskauer Schule im Alter von neun und elf Jahren. Die jugendlichen Verbrecher wurden der Miliz-Verwaltung übergeben. Hier aber wurde den Rowdeys ein Verweis erteilt. Sie wurden freigelassen und besuchten am 31. Oktober wieder ihre Schule, als obe nichts geschehen wäre. . ."

— **Nach Meldung des „Grenzboten",** Schaffhausen, schrieb die sozialdemokratische „St. Galler Volksstimme" vor einigen Tagen folgendes:

„Man muß das große Organisationstalent Hitlers und seinen Scharfblick für die Realitäten des täglichen Lebens anerkennen. Auch die Energie und den erstaunlich praktischen Sinn, mit dem er sich an das Arbeitsproblem herangewagt hat. Wir Schweizer können in dieser Beziehung noch vieles lernen. Warum sollen wir vom Gegner nicht übernehmen, was praktisch und vernünftig erscheint?"

— **„Die Front", Zürich, erfährt, daß** vor einigen Tagen der bekannte jüdische Rechtsanwalt Rosenbaum-Ducomun wegen Betrugs, begangen an einer Klientin, verhaftet wurde. Rosenbaum, der in Minsk in Rußland geboren ist, wurde im Jahre 1928 Bürger von Zürich. Er soll auch politisch tätig gewesen sein. Dezember 1933 trat er anläßlich des Reichstagsbrand-Prozesses hervor. Er hielt auf Protestkundgebungen u. Reden und ließ im letzten Augenblick sensationelle „Zeugen" hervortreten, die, wie das Schweizer Blatt weiter zu melden weiß, sich nachher als politisch gesuchte internationale jüdische Gauner herausstellten.

— **Nach Meldung der „Neuen Athener** Zeitung" Nr. 48 hielt der griechische Rechtsanwalt Dr. Balanos in Athen einen Vortrag, der sehr gut besucht war, über das Deutschland Adolf Hitlers. Er wies auf die großen Fortschritte hin, die unter dem Führer in Deutschland erreicht worden seien, außerdem stellte er fest, daß man an der deutschen Landesgrenze nach seiner Ansicht Schilder anbringen müßte, auf denen zu lesen sei: „Hier beginnt das Land der Ordnung und der Disziplin." Er wies weiter auf das hohe Pflichtbewußtsein der Deutschen hin.

— **Nanking, China. Regierungstruppen** und Rebellen liegen in erbittertem Kampf miteinander, während hier Verhandlungen über eine rasche Beilegung des Bürgerkrieges stattfinden, der unter Umständen den Führern beider Parteien — Generalissimus Chiang Kai-Shek und dem Mann, der ihn gefangen gesetzt hat, Marschall Chang Hsueh-Liang — das Leben kosten kann. Der Diktator wurde befreit u. Chang stellte sich der Regierung.

— **London. Berichte aus der Berg**werksgegend 100 Meilen nord-westlich von Kalkutta in Indien besagen, daß dort 150 eingeborene Bergarbeiter einer Kohlengrube umkamen. Eine Explosion soll die Katastrophe herbeigeführt haben.

— **Das rechtsgerichtete französische** Blatt „Libre Parole" zitiert aus der russischen Zeitung „Novoje Slovo" die Meldung, wonach Gorev als der eigentliche Leiter der Volksfront in Spanien bezeichnet wird. Gorev soll sich in früheren Jahren als Organisator terroristischer Gruppen betätigt haben.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 3000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,

General Agricultural Development Agent, Dept. R.

Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.40

Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.30

Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabbat.
Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabbat.
Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House

672 Arlington Street, —— Winnipeg, Man., Canada.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt?"
Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $________
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $________

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $________

Name ________________________________

Post Office ________________________________

Staat oder Provinz ________________________________

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order", „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ________________________________

Adresse ________________________________

— **nd. Wie es in Wirklichkeit mit der** Volksgesundheitspflege in der Sowjetunion bestellt ist, zeigt ein charakteristischer Fall, den die Zeitung „Sowjetskaja Sibirj" vom 24. 11. 36 berichtet:

Am 17. November wurden ins IX. Krankenhaus des Sibmetallstroy die Frau und Tochter des Bauführers Katastoff, die bei einem Brande sich starke Verletzungen zugezogen hatten, gebracht. Die beiden hatten Brandwunden auf dem ganzen Körper. Ohne Rücksicht auf den bedenklichen Zustand der Verletzten, verweigerte der Oberarzt ihre Aufnahme. Zwischen ihm und der die Kranken begleitenden Schwester kam es zum Streit, der über eine Stunde dauerte. Die Verletzten befanden sich während der ganzen Zeit draußen im Lastwagen bei kaltem scharfen Winde. Endlich gelang es der Schwester, die Kranken zur Poliklinik zu bringen, wo ihnen auch endlich die erste Hilfe geleistet wurde. Nun entstand die Frage: wo bringt man die Kranken unter, die ja einer dauernden ärztlichen Aufsicht bedurften?

Nun wurde wieder der erste Oberarzt angerufen. Es bedurfte einer Verhandlung von über einer Stunde, bis dieser endlich zustimmte, die Kranken aufzunehmen."

— **nd. Es ist kalt. Oft schneit es.** Die Sonne wärmt nicht mehr. . . In dem einzigen Arbeiterparadies auf dieser Erde, in der UdSSR, leiden die „Träger der Macht," d. h. die Sowjetarbeiter, unter unglaublichen Wohnverhältnissen. Sogar die Sowjetpresse sieht sich ab und zu gezwungen, einige Zuschriften ihrer Leser zu veröffentlichen. Sie vermitteln uns einen kleinen Einblick in die furchtbare Lage, in der sich die Sowjetarbeiter befinden.

„Das Gemeinschaftsquartier des Gebiets-Exekutivkomitees wurde schon seit langer Zeit nicht renoviert. . . Zur Zeit wohnen wir in kalten, vollkommen verfallenen Zimmern, ohne Fenster und Türen. Wir schlafen in Betten ohne Matratzen. . ." („Birobidshanskaja Swesda" Nr. 113).

„Das kleine Zimmerchen der städtischen kommunalen Wirtschaftsabteilung ist überfüllt. In dem allgemeinen Wirrwarr hören wir ganz deutlich die aufgeregten Worte eines jungen Arbeiters: „Das Leben dort ist unmöglich geworden, die Wände stürzen ein!" (Nr. 117 derselben Zeitung).

— **New York. Die Zählung der bei** der Wahl am 3. November abgegebenen Stimmen hat ergeben, daß Präsident Roosevelt eine Mehrheit von 11,070,433 Stimmen über Alf. M. Landon erhielt.

Landon erhielt 917,907 Stimmen mehr als Hoover in 1932 erhielt.